

REZENSIONEN

<http://dx.doi.org/10.18778/2196-8403.2010.18>

BIAŁEK, EDWARD / NOWAKOWSKA, KATARZYNA (eds.) (2009): *Literatura austriacka w Polsce w latach 1980-2008. Bibliografia odnotowana*. [Österreichische Literatur in Polen in den Jahren 1980-2008. Eine kommentierte Bibliographie]. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe. 517 S.

Die Rezeption der österreichischen Literatur in Polen wurde schon mehrmals bibliographisch erfasst und literaturwissenschaftlich ausgewertet. Die philologische Arbeit an der Bestandsaufnahme des österreichischen Schrifttums in Polen begann allerdings erst nach dem II. Weltkrieg, da der Begriff einer eigenständigen österreichischen Literatur, so wie man ihn heute in Mitteleuropa versteht, bis dahin kaum wahrzunehmen war. Die ersten Bibliographien, wie etwa die von Edmund Rosner, erschienen viel später zunächst in diversen literarischen und philologischen Zeitschriften; wie die Bestandsaufnahme von BERNADETA STURZBECHER (2000), *Bibliografia przekładów literatury austriackiej na język polski*, zeigt, wurden sie auch Gegenstand gesonderter Buchpublikationen. Oft wurden in Polen Übersetzungen österreichischer Autoren einfach in allgemeine Bibliographien deutschsprachiger Literatur aufgenommen, repräsentativ für derartige Nachschlagewerke ist hier die *Bibliographie deutscher Literatur in polnischer Übersetzung. Vom 16. Jahrhundert bis 1994*, die sorgfältig von JACEK ST. BURAS (1996) vorbereitet wurde. Bibliographien haben es an sich, dass sie,

so gut sie auch recherchiert sind, doch letztlich nicht lückenlos sind, immer wieder gibt es Anlässe zu Korrekturen und Ergänzungen. Außerdem müssen sie aus Zeitgründen regelmäßig erweitert werden. Neun Jahre nach der Bibliographie von Sturzbecher erschien in Wrocław ein neuer Band der Österreich-Bibliographie, vorbereitet von einer Forschergruppe unter der Leitung von Edward Białek und Katarzyna Nowakowska. Białek, ein durch zahlreiche Publikationen im Bereich der österreichischen Literatur ausgewiesener Germanistikprofessor, hat auch große Verdienste als Herausgeber zahlreicher literaturwissenschaftlicher Reihen und Editor österreichischer Literatur in Polen zu verzeichnen. Seine philologische Betreuung dieses Vorhabens war gewissermaßen eine Garantie für die Zuverlässigkeit der von 21 Mitarbeitern gesammelten Recherchen. Der von ihnen gemeinsam vorgelegte Band umfasst den Zeitraum 1980-2008 und reicht somit um 8 Jahre weiter als die Bibliographie von Sturzbecher. Die neue Fassung ist zudem nach anderen Regeln aufgebaut. Sie notiert auch Informationen von Autoren, die in dem gegebenen Zeitraum zwar

nicht übersetzt wurden, deren Namen aber in polnischen Nachschlagewerken zur österreichischen Literatur gelegentlich auftauchen, z.B. Oswald Wiener oder Bernhard Hüttenegger. Im Unterschied zu der vorhergehenden Zusammenstellung, die neben der schöngeistigen Literatur auch wichtige, ins Polnische übersetzte Texte aus der österreichischen Philosophie, Soziologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Psychologie aufgenommen hat, befasst sich die in Wrocław edierte Bibliographie vorwiegend mit literarischen Übersetzungen, es fehlen also S. Freud, L. Wittgenstein oder K. Popper. Diese Regel könnte man unter Umständen akzeptieren, wäre sie konsequent angewendet worden. Die Herausgeber erklären zwar im Vorwort, dass die umfangreiche Dokumentation der Übersetzungen der wissenschaftlich ausgerichteten Autoren den Rahmen des Projekts sprengen müsste, was im Falle von Freud stimmen würde, bei Wittgenstein und Buber aber kaum, besonders angesichts der Tatsache, dass Wissenschaftler wie der Mediziner Anton Neumayr, der Psychoanalytiker Bruno Bettelheim oder der Naturwissenschaftler Konrad Lorenz sich doch der Kunst erfreut haben, in diesen Katalog aufgenommen worden zu sein. Die kleine Abweichung von den sonst konsequent eingehaltenen Kriterien ändert kaum den durchaus zuverlässigen Eindruck der bibliographischen Kompetenz, den das Nachschlagewerk hinterlässt, vor allem dort, wo es um die Rezeption österreichischer Literatur geht. Hier werden vor allem literarische Werke in Einzelbänden und in von polnischen Herausgebern angefertigten Anthologien dokumentiert. Im bereits erwähnten Vorwort der Herausgeber werden die Richtlinien der Anordnung des Materials vorgegeben und zusätzlich noch der Aufbau

der bibliographischen Angaben erläutert. Der Stoff wird demnach alphabetisch angeordnet, am Anfang jeder bibliographischen Einheit steht eine Zusammenstellung der übersetzten Buchpublikationen des Autors mit Angaben zu Übersetzer, Verlag, Erscheinungsort, Erscheinungsjahr und zur Seitenzahl. Der Erfassung von Einzelpublikationen folgt eine Bestandsaufnahme der Werke des betreffenden Verfassers in polnischen Anthologien und Sammelbänden, die Dokumentation der übersetzten Texte wird mit einem Hinweis auf die Übersetzungen in Zeitschriften und anderen Medien abgeschlossen. Im Falle angesehener Dramenautoren werden auch die Daten polnischer Theateraufführungen vermerkt und zusätzlich die Pressestimmen zu den gegebenen Aufführungen zusammengestellt. Jede bibliographische Eintragung endet mit akribisch bearbeiteten Informationen zur Rezeption des Autors in polnischen Literaturgeschichten, Nachschlagewerken und Sammelpublikationen. In die Bibliographie wurden insgesamt 470 österreichische Autoren aufgenommen, wobei der an sich umstrittene Begriff ‚österreichischer Schriftsteller‘, der übrigens auch in den früheren Bibliographien nicht eindeutig definiert wurde, sich auf Literaten bezieht, die entweder in Österreich leben oder gelebt haben, dort geboren sind, einen österreichischen Pass besitzen oder sich in ihren Werken zur österreichischen Kulturtradition bekennen. Auf diese Weise werden Prager Dichter wie Rilke, Kafka oder Perutz, Emigranten wie Zweig, Broch, Fried, Lubomirski und Vertreter der Weltliteratur wie Canetti, Celan oder Tabori legitim als der österreichischen Literatur zugehörige Autoren eingestuft. Auf ähnliche Weise verfahren auch österreichische Literaturgeschichtsschreiber und österrei-

Rezensionen

chische Verfasser diverser Lexika und enzyklopädischer Nachschlagewerke.

Die Gestaltung der bibliographischen Bearbeitung eines Autors hängt sowohl vom Umfang seines Schaffens als auch von der Zahl der ins Polnische übersetzten Werke ab. Die Bibliographie weltweit bekannter Dichter wie Franz Kafka, Rainer Maria Rilke, Elias Canetti, Paul Celan, Thomas Bernhard, Peter Handke oder Elfriede Jelinek umfasst mehrere Seiten, andere, weniger bekannte Schriftsteller wie Werner Kofler oder Matthias Mander, aber auch inzwischen vergessene Autoren wie Peter Altenberg oder Lothar Ernst, müssen sich mit einer Eintragung begnügen. An der Bibliographie kann man schon sehr deutlich sowohl aktuelle Modeerscheinungen als auch dauerhafte, auf Qualität aufgebaute literarische Erfolge erkennen. Man merkt auch, wie manche Autoren mit der Zeit aus der Mode kommen (J.M. Simmel), andere gerade vorbildlich ihren Aufstieg erleben (Peter Turrini); es gibt schließlich Schriftsteller, die, wie Adam Zieliński, besonders auf eine Rezeption in Polen bedacht sind, und solche, die nur durch Zufall in eine Anthologie oder Zeitschrift aufgenommen (Georg Bydliński) wurden – auch das drückt sich in Zahlen aus.

Von großer rezeptionstheoretischer Bedeutung ist auch der den Band abschließende Anhang. Er wurde von Justyna Kostrubies bearbeitet und umfasst einen Kata-

log der in Polen herausgegebenen Anthologien österreichischer Literatur, eine Zusammenstellung der Beiträge polnischer Literaturwissenschaftler und Kritiker zu den Themen österreichische Literatur, kritische Aufnahme der österreichischen Literatur, österreichisch-polnische Kontakte in der Literatur, österreichische Literatur in polnischen Bibliographien und Lexika und schließlich Stimmen polnischer Historiker zur österreichischen Geschichte. Dieser Anhang bildet einen hilfreichen Kontext, in dem die in der Bibliographie erfassten Daten wissenschaftlich ausgewertet werden können.

Mit dem von den Germanisten aus Wrocław konzipierten und sorgfältig bearbeiteten Nachschlagewerk zur Rezeption der österreichischen Literatur in Polen bekommt die Literaturwissenschaft eine zuverlässige Quelle für die Forschungen literarischer Querverbindungen in Mitteleuropa.

Literatur

BURAS, JACEK ST. (1996): *Bibliographie deutscher Literatur in polnischer Übersetzung. Vom 16. Jahrhundert bis 1994*. Wiesbaden.

STURZBECHER, BERNADETA (2000): *Bibliografia przekładów literatury austriackiej na język polski*. [Bibliographie der Übersetzungen österreichischer Literatur ins Polnische]. Poznań.

Stefan H. Kaszyński, Poznań

BOMBITZ, ATTILLA / CORNEJO, RENATA / PIONTEK, SŁAWOMIR / RINGLER-PASCU, ELEONORA (eds.) (2009): *Österreichische Literatur ohne Grenzen. Gedenkschrift für Wendelin Schmidt-Dengler*. Wien: Praesens Verlag. 525 S.

Franz Werfels Bedeutung für die österreichische Literatur des 19. und 20. Jhd.s bleibt unbestritten. Das nach ihm benannte, 1992 vom damaligen Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung initiierte Stipendium richtet sich an junge Germanistinnen und Germanisten aus allen Ländern mit dem Schwerpunkt österreichische Literatur. Es ist aber viel mehr als nur ein Stipendium im Sinne einer materiellen Unterstützung. Das Programm sieht vor, dass nach Ablauf des Aufenthaltes in Österreich über fünfzehn Jahre lang die ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten jährlich zu einer Tagung eingeladen werden, was einerseits den Wissenstransfer unter jungen Nachwuchswissenschaftlern fördert und andererseits die Möglichkeit schafft, sich über die Entwicklungen im jeweiligen Fachbereich der österreichischen Literatur zu informieren. Dadurch reicht das Werfel-Programm weit über die gezielte Förderung des Einzelnen hinaus, es trägt zur Bildung eines Netzwerkes zum Austausch literaturwissenschaftlicher Einsichten bei. Wendelin Schmidt-Dengler war der langjährige Leiter des Franz-Werfel-Stipendienprogramms und Mitglied der Auswahlkommission. Der Band war ursprünglich als Festschrift und als Dankeschön von den ehemaligen „Werfelianern“ für seinen unermüdlichen Einsatz für die Auslandsgermanistik und die langjährige engagierte Betreuung des Franz-Werfel-Stipendienprogramms gedacht. Leider konnte das Geschenk durch den Tod Schmidt-Denglers nicht mehr persönlich überreicht werden, und seine herausragenden Leistungen durften nur in Form einer Gedenkschrift gewürdigt werden.

Die in diesem Band veröffentlichten Beiträge sollen einen Einblick in das breite Spektrum der Forschungsarbeit der Franz-Werfel-Stipendiatinnen und -stipendiaten aus den verschiedensten Ländern gewähren, die sich, wie ihr Mentor Wendelin Schmidt-Dengler, in ihren Heimatländern für die österreichische Literatur aktiv einsetzen und mit ihrer literaturwissenschaftlichen Tätigkeit dazu beitragen, in einem interkulturellen Dialog bestehende Grenzen im Sinne einer Literaturwissenschaft ohne Grenzen, wie sie Schmidt-Dengler verstand, zu überwinden.

Der Band umfasst ein breites Spektrum von Fragen und Problemen. Viel Aufmerksamkeit wird der Rezeption der österreichischen Literatur sowohl in den Heimatländern der Autoren als auch im deutschsprachigen Raum geschenkt. So geht etwa CÜNEYT ARSLAN in *Ein Blick auf die Übersetzung und Rezeption der Werke Robert Musils in der Türkei- die Genese einer gelungenen Übersetzung und der gescheiterten Rezeption* (S. 11-19) den Forschungsergebnissen über die Lage der Rezeption bzw. Nicht-Rezeption der ins Türkische übersetzten Werke von Robert Musil tiefer auf den Grund. Trotz der sehr kompetenten Übersetzungsarbeit der türkischen Germanisten fanden die Werke Musils keine Resonanz in der türkischen Leserschaft, was Arslan darauf zurückführt, dass Musil ohne die Semantik der modernen Wahrnehmung für das gegenwärtige Publikum nicht greifbar ist. *Der unbekannte Musil – Die Anfänge der Musil-Rezeption in Ungarn* ist das Thema des Beitrags von GÁBOR KERÉKES (S. 209-221). Der allererste Schritt in der Rezeption Robert Musils

nach 1945 in Ungarn erfolgte im Jahre 1960, als die Zeitschrift *Nagyvilág* [*Große Welt, Weite Welt*] einen Artikel des Literaturwissenschaftlers György Mihály Vajda über Robert Musil veröffentlichte, in dem der Schriftsteller bereits im ersten Satz kategorisch als „der größte österreichische Erzähler des 20. Jahrhunderts“ gepriesen wurde. Kerekes betont aber die Tatsache, dass die reale Entwicklung der Musil-Rezeption viel komplizierter war, da sie aufgrund der politischen Situation immer wieder der Gefahr von Rückschlägen ausgesetzt war. ILDIKÓ CZAP und GERARDO ÁLVAREZ unternehmen in *Musils und Brochs Wanderungen in den deutschsprachigen Literaturgeschichten am Beispiel von Paul Fechter und Adalbert Schmidt* (S. 73-86) den Versuch zu beschreiben, seit wann und wie die beiden Autoren in die Literaturgeschichte aufgenommen wurden und in welchen Konstellationen sie vorkommen. *Bachmann lesen. Ja oder Nein? Geschichte einer literarischen Rezeption*, so lautet der Titel des Beitrags von EVA HÖHN (S. 167-175). In der Slowakei wurde das Werk von Bachmann zum letzten Mal 1986 aufgelegt. Um die Ursachen hierfür zu klären, skizziert Höhn die Geschichte der feministischen Rezeption Bachmannscher Werke. Den Gegenstand des Beitrags von VILJA SIPAITE (S. 443-451) bilden die Formen der Rezeption von Thomas Bernhard und Elfriede Jelinek in der Kulturlandschaft Litauens. ATTILA BOMBITZ analysiert in „...und [sie] schreiten einzeln ins Imaginäre“. Zum Roman *Morbus Kitahara* von Christoph Ransmayr (S. 21-36) die Romanstruktur von Ransmayrs Werken, als deren Grundprinzip er die ‚Metamorphosis‘ sieht. Das Augenmerk wird auf den Roman *Morbus Kitahara* gerichtet, in dem die ‚Meta-

morphosis‘ als poetisches Mittel auf extreme Weise funktioniert. Große Aufmerksamkeit wird in diesem Band dem Werk von Thomas Bernhard geschenkt. CHIHEB MEHTELLI (S. 303-316) analysiert in seinem Beitrag den ambiguitären Charakter von Bernhards Roman *Frost* sowie die Figur des Famulanten und seine Rolle als Ich-Erzähler. In *Lokales. Zu Thomas Bernhards „Der Stimmenimitator“* setzt sich MIKLÓS FENYVES (S. 105-125) mit dem 1978 erschienenen Band, dessen Verortung den Rezensenten von Anfang an Schwierigkeiten bereitete, auseinander. Immer wieder kommt in Aufsätzen über den Band das Problem des Textstatus – d.h. die Entscheidung über die Fiktionalität – zum Ausdruck, wobei hier anzumerken ist, dass dieses nicht von der Gattungsfrage zu trennen ist. FATIMA NAQVI (S. 317-333) richtet das Augenmerk auf Bernhards Roman *Der Untergeher* und den in ihm thematisierten Dilettantismus. ZDENĚK PECKA (S. 355-364) dagegen wirft die Frage nach dem Witz im Werk von Thomas Bernhard auf und weist somit auf den Humor als vergessenen Aspekt der Bernhard-Rezeption hin.

Auch die Gattung Lyrik wird zum Thema einiger Beiträge. LAURA CHEIE (S. 37-55) untersucht Tautologien und mehrdeutige Definitionen in Gedichten vom Erich Fried. GRAZIELLA PREDOIU analysiert in *Rebellion gegen Regeln: Ernst Jandl und Oskar Pastior* (S. 395-408) den experimentellen Umgang der beiden Vertreter der Konkreten Poesie mit sprachlichen Elementen. Bei VINCENZA SCUDERI (S. 433-442) steht das Phänomen der Grenzüberschreitung in der österreichischen Lyrik am Beispiel der Werke von Peter Waterhouse im Mittelpunkt. Mit der Übersetzung und den Übersetzungstendenzen literarischer Texte setzt sich

Rezensionen

JADWIGA KITA-HUBER (S. 237-254) auseinander. Im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht der dialogische Impuls als übersetzerisches Prinzip im Übersetzungswerk Celans, das an Übersetzungen aus dem Russischen exemplifiziert wird. Die Themenpalette der in diesem Band versammelten Beiträge ist enorm weit und reicht von der Volksdichtung über die Kriegs- bzw. Nachkriegsliteratur bis hin zur Gender-Problematik. Mit den ältesten Formen der Volksdichtung, die eher am Rande des literarischen Interesses stand und erst dank Johann Gottfried Herder eine Neubewertung erfuhr, befasst sich EDITA JURČÁKOVÁ (S. 191-207). MONIKA MAŃCZYK-KRYGIEL gibt in *Begegnungen mit dem Fremden. Zu Alma Johanna Koenigs nordafrikanischer Prosa* einen Überblick über „eine auf das Phänomen des Grenzgängertums zwischen verschiedenen Kulturen fokussierte Leseart [...]“ (S. 291; 291-302), die Stadt und Frau miteinander konfrontiert und den Geschlechterdiskurs mit dem Großstadtdiskurs verbindet. MILON TVRDÍK (S. 465-482) setzt sich in seinem Beitrag mit der Darstellung urbaner Räume und der ihnen zugeordneten Zeiterfahrungen am Beispiel der Prager deutschen Literatur auseinander. MLADEN VLASHKI (S. 499-513) befasst sich in seinem Artikel mit dem bulgarischen Literaturabbild der Stadt Wien in der Moderne. Im Mittelpunkt des Beitrags von KALINA KUPCZYŃSKA steht die Sprache. Die Verfasserin diskutiert das „Miss-trauen gegenüber der Gesamtheit alle Konstitutionsmerkmale der Sprache“ (S. 275; 275-289) bei Hermann Nitsch, Günter Brus und Otto Muehl. Der Beitrag von TYMOFIY HAVRYLIV (S. 147-165) dagegen hat die Problematik der Sprache, Erinnerung und Identität im Werk von Robert Schindel zum Thema.

Die Frage nach den Möglichkeiten, die poetische Existenz zu versprachlichen, wirft ELEONORA RINGLER-PASCU auf und analysiert in *Friederike Mayröcker zwischen Vertextung der poetischen Existenz und Biographielosigkeit* (S. 409-424) die Verwobenheit der prägnantesten Lebensstationen der Schriftstellerin mit ihren Texten.

Der Titel des einzigen Beitrags des Bandes, der die Nachkriegsliteratur zum Thema hat, lautet *Von der Kriegs- zur Nachkriegsidentität. Die österreichische ‚junge Generation‘ und ihre Identitätssuche in ‚Der Tugendfall‘ von Karl Bednarik* (S. 375-394). SŁAWOMIR PIONTEK behandelt die Problematik des Neubeginns aus der Perspektive der Heimkehrer. Trotz einiger markanter Schwächen, an die die Kritik immer wieder angeknüpft hat, ist *Der Tugendfall* von Bednarik zweifelsohne ein wichtiges Zeugnis der Befindlichkeit in der Nachkriegszeit. Piontek weist darauf hin, dass Bednarik zwei idealtypische Gestalten schildert, an denen die Wirkungskraft des Nationalsozialismus analysiert wird. Daher tendiert der Roman „in die Richtung einer deduktiven, theoretisierenden Abhandlung als einer gestalterischen Ontologie der Fiktion“ (S. 391). Auch die Gender-Problematik wird in diesem Band wenig beachtet. MARIA IOANA SACRA (S. 425-432) untersucht die Geschlechterpositionen in Elfriede Jelineks Theaterstücken *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaften und Krankheit oder Moderne Frauen*, die den Kampf der Geschlechter, die alltägliche Terrorisierung der Frau sowie das weibliche Sexualverhalten thematisieren.

Fragen nach dem Wesen der österreichischen Literatur, der Kanonbildung und dem Österreichbild scheinen die Germa-

nistik nach wie vor zu beschäftigen. RENATA CORNEJO (S. 57-71) setzt sich in ihrem Beitrag mit der Problematik der Kanonbildung der österreichischen Literatur im In- und Ausland auseinander. DANA PFEIFEROVÁ (S. 365-374) behandelt ein weiteres Problem im Hinblick auf die österreichische Literatur, und zwar ihre Positionierung in Theorie und Praxis. Die Autorin geht auf diverse Auffassungen der österreichischen Literatur als Voraussetzung oder Legitimierung einer österreichischen Literaturgeschichtsschreibung sowie auf die wissenschaftliche und pädagogische Kooperation bei der Mitgestaltung der österreichischen Literaturgeschichte in der fremdsprachigen Philologie ein. GABRIELA OCIEPA (S. 335-353) richtet das Augenmerk auf die Darstellung Österreichs in Polen aus der

Perspektive derer, die an den Universitäten dafür zuständig sind, Österreich professionell zu erforschen. Eine erweiterte Fassung des Artikels erschien bereits 2008 in *Convivium* (S. 171-194).

Dieser dem Andenken an Wendelin Schmidt-Dengler gewidmete Band stellt ein außergewöhnlich weites Spektrum von Themen vor. Der vielstimmige Chor der Beiträge aus verschiedenen Ländern (Bulgarien, Italien, Litauen, Polen, Rumänien, Russland, Slowakei, Tschechien, Tunesien, Türkei, Ukraine, Ungarn, USA) gewährt nicht nur einen Einblick in die Forschungsarbeit der Franz-Werfel-Stipendiaten, sondern ist auch eine Würdigung des großen Germanisten Wendelin Schmidt-Dengler und seines Einsatzes für die Auslandsgermanistik.

Marta Wimmer, Poznań

BORZYSZKOWSKA-SZEWczyk, MIŁOSŁAWA (2009): *Pamięć dla przyszłości. Literatura wspomnieniowa potomków szlachty pruskiej z Pomorza Zachodniego i Prus Wschodnich po 1945.* [Erinnerung für die Zukunft. Erinnerungsliteratur von Nachkommen des preußischen Adels aus Pommern und Ostpreußen nach 1945]. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe. 320 S.

Das Buch von Miłoslawa Borzyszkowska-Szewczyk befasst sich mit ausgewählten Erinnerungstexten preußischer Adliger aus Pommern und Ostpreußen nach 1945. Bei der Analyse der Erinnerungen an die im Nordosten des ehemaligen Reiches gelegene Heimat konzentriert sich die Verfasserin auf die Darstellung des preußischen Ethos, das sie nach MARIA OSSOWSKA (2000:7, 11, 20) als „eine preußische Spielart des ritterlichen Ethos“ betrachtet und ihrer Meinung nach viele Lebensbereiche preußischer Adliger bestimmte. In diesem preußischen Ethos sieht Borzyszkowska-Szewczyk das wichtigste verbindende

Element in der Erinnerungskultur dieser Gruppe nach 1945 (S. 12). Daher fragt sie nach der Bedeutung, die das preußische Ethos und die mit diesem geprägten Verhaltensmuster für die Erinnerungskultur des Adels hatten: Wie sah das Verhältnis der für diese Untersuchung ausgewählten Adligen zur preußischen Tradition aus, und was war ihre Motivation für das Aufschreiben der Erinnerungen (S. 21)? Die eigentlichen Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und Zwangsausiedlung in den Jahren 1944-49, die Ausgangspunkt für die Erinnerungen an den Heimatverlust waren und auch allen Autoren gemeinsam sind, werden ganz

am Rande thematisiert. Wie bereits der Haupttitel des Buches deutlich macht, sollen vor allem positive Erinnerungen, die zur Weitergabe geeignet sind, untersucht werden. Im letzten Kapitel des Buches untersucht Borzyszkowska-Szewczyk aber auch beispielsweise das Symbol des oft negativ konnotierten Junkers in ausgewählten Erinnerungstexten (S. 217), was den Blickwinkel erweitert, aber etwas diffus auf den Leser wirkt.

Die Grundlage für die Analyse bilden insgesamt 13 Erinnerungsbücher¹ in ihrer polnischen Übersetzung. Hinzu kommen Teile ausgewählter anderer Erinnerungen, einzelne Artikel, Interviews und Reiseberichte. Damit steht diese Untersuchung in quantitativer Hinsicht auf einer soliden Quellengrundlage. Borzyszkowska-Szewczyk unterteilt ihre Arbeit in drei Kapitel. Dem ersten Kapitel kommt eine einführende Funktion zu: Der Leser erhält Einblick in die Geschichte des Adels in Pommern und Ostpreußen. In gelungener Weise vergleicht die Verfasserin die Eigenheiten des Adels in diesen beiden Landstrichen. Allerdings verallgemeinert sie etwas zu sehr, wenn sie anhand von ausgewählten Beispielen die These zu beweisen versucht, dass die Adligen während der Flucht, Vertreibung und Zwangsaussiedlung und nach 1945 in der westdeutschen Gesellschaft eine „privilegierte Stellung“ hatten. Von zentraler Bedeutung für die Aussagen der Arbeit sind aber die beiden folgenden Teile. Das zweite Kapitel stellt einzelne Lebensbereiche des Adels vor, die vom preußischen Ethos beeinflusst wurden, so wie es in den Erinnerungen vermittelt wird: Familienleben, Verhältnis zum Besitz von Landgütern, Familiensitzen, Familienverhältnisse im Gut, Kindererziehung, Bildung und Berufsleben, Verhältnis zur Macht und zum Staat, Vergnügen

und Freizeitgestaltung. Die Charakteristik des adeligen Ethos wird durch dessen Raum- und Zeitauffassungen ergänzt. Die adelige Familie wird als eine feste und etablierte Größe betrachtet, deren Symbole für die Erinnerung der Gruppe zentral sind. Solche Symbole waren gleichermaßen in Orten wie auch im Zeitverständnis enthalten. Dabei untersucht die Verfasserin auch die sich in den Erinnerungen widerspiegelnden Gruppenbilder, wie Eigenbild, Fremdbild und Feindbild. In diesem Zusammenhang bezieht sie allerdings auch die Nachkriegszeit ein, indem sie die Grenzerfahrungen des Adels und sein Polenbild nach 1945 betrachtet. Eine solche Vermischung unterschiedlicher Zeitphasen führt zu einer Inkohärenz dieses Kapitels. Borzyszkowska-Szewczyk stellt in ihrer Untersuchung fest, dass das preußische Ethos die Erinnerungen der Adligen dominierte, auch wenn die Autoren andere Perspektiven und Vergangenheitsbilder kennen. Neben dem Ethos stellen die mythisch dargestellte Landschaft in der Heimat, besonders der Familiensitz und die Familienmitglieder, das verbindende Element dar. Sie wurden zum Teil zu Symbolen und Mythen. Als drittes und letztes Charakteristikum der Erinnerungen der Adligen hebt Borzyszkowska-Szewczyk das mangelnde Bewusstsein der Multikulturalität der Gebiete, das Fehlen von Individuen (z. B. eines Polen, eines Bewohners von Masurien oder eines Kaschubers) hervor. Allerdings bemerkt sie dabei, dass die Vertreibung und die spätere Rückkehr diese Perspektive bei vielen (Dönhoff, Krockow, Dohna-Schlobitten und Bismarck) geändert habe (S. 278). Im dritten Kapitel untersucht die Verfasserin die Stellung des preußischen Ethos in der Erinnerungskultur der Adligen und die Motive für das Auf-

schreiben der Erinnerungen. Sie bemerkt dabei, dass nur Marion Gräfin Dönhoff den Begriff „preußisches Ethos“ explizit und häufig benutzt. Die Mehrheit der übrigen Autoren bedient sich dagegen Wendungen wie „preußische Werte“, „preußische Tugenden“, „preußischer Geist“, „preußischer Typus“ oder „preußische Mentalität“. Gerade bei Dönhoff ist auch der Versuch, einen positiven Preußen-Mythos zu konstruieren, gut zu beobachten. Indem sie beispielsweise den adeligen Charakter des Widerstands gegen den Nationalsozialismus betont (S. 201), erklärt sie ihn mit dem preußischen Ethos und den guten preußischen Traditionen der Adligen. Borzyszkowska-Szewczyk verweist dabei auf den von Dönhoff verinnerlichten Gegensatz zwischen dem Preußen Friedrichs des Großen und dem Zweiten Reich nach 1871. Durch eine solche Polarisierung hat Dönhoff, wie die Verfasserin anhand von zahlreichen Textbelegen herausarbeiten kann, letztlich die Ehre des preußischen Adels zu wahren gesucht. Klaus von Bismarck verurteilt dagegen das preußische Ethos, indem er behauptet, dass die preußischen Tugenden zum Nationalsozialismus geführt haben und sich dann verhängnisvoll auswirkten. Er schätzt trotzdem die preußischen Werte, die ihm seine aus dem Bürgertum stammende Mutter beigebracht hat. Ähnlich wie bei Bismarck erscheinen die typischen preußischen Tugenden bei von Krockow auch als Eigenschaften des Bürgertums und der kalvinistisch Reformierten. Borzyszkowska-Szewczyk misst den genannten Autoren vor allem aufgrund ihrer Andersartigkeit oder ihrer stellenweise kritischen Sicht einen besonderen Stellenwert bei. Andere Autoren, die die Vergangenheit idyllisch beschreiben, erwähnt sie nur am Rande. Die Verfasserin stellt die

Tendenz und den Willen fest, dem Leser, der in einer Demokratie aufwuchs, die Vergangenheit zu erklären und ihn mit den preußischen Werten vertraut zu machen. Sie zieht daraus den Schluss, dass alle Autoren die preußischen Werte schätzen und sie als Maßstab und Ausgangspunkt für ihre Bewertungen betrachten (S. 196).

Bei der Frage nach den Motiven für die Niederschrift der Erinnerungen kommt Borzyszkowska-Szewczyk zu folgendem Ergebnis: Die meisten Autoren stellten vor allem die gruppenkollektive Besonderheit ihres Lebens und Schicksals in den Vordergrund. Diese Perspektive bewegte in der Folge viele der Autoren dazu, mit ihren persönlichen Lebenserinnerungen auch die Erinnerung an die untergegangene Welt des ostpreußischen und pommerschen Adels festzuhalten. Dabei ist ihre Sicht auf den Adel von einer starken Subjektivität geprägt. Eine Ausnahme stellt der Historiker von Krockow dar. Anderen, wie beispielsweise Graf von Finckenstein, dienten die Erinnerungen vor allem als eine Orientierung bei der Suche nach einem Platz in der neuen Lebenswelt. Solche Texte können als eine Autobiographie betrachtet werden. Sie wurden von den Adligen aber nur selten geschrieben (S. 126). Manchmal waren die Erinnerungen auch eine Art Autotherapie, eine Aufarbeitung der Vergangenheit. Meist diente die Erinnerung den Adligen aber als Mittel zur kollektiven Erinnerung an die Geschichte der verlorenen Gebiete und ihrer Menschen.

Borzyszkowska-Szewczyk untersucht nicht nur die Motive der Autoren, sondern sie richtet den Blick auch auf die Wirkung dieser Erinnerungsbücher in Polen. Die auf Polnisch erschienene Erinnerungsliteratur der deutschen Adligen aus dem

Osten und ihre publizistische Tätigkeit hat, so ihr Ergebnis, die heutige Mind-Map dieser Gebiete in Polen deutlich beeinflusst. Ergänzend betrachtet sie dabei die Heimat-Reisen, aber auch den deutschen Einsatz für die Rettung von historischen Bauten. Diese Zeichen haben ihrer Meinung nach eine vielfältige Aussagekraft: Versöhnung, geistige Rückkehr, geschichtliche Kontinuität, Rückgewinn des Gedächtnisses durch die Regionen trotz des Menschentransfers (S. 258-261). Das Buch von Borzyszkowska-Szewczyk ergänzt die Forschung um einige interessante Thesen und Feststellungen, ist sehr zugänglich geschrieben und sehr gut strukturiert. Allerdings fallen einige Wiederholungen (wie über ihre kritische Herangehensweise) und das Festhalten an bestimmten Verallgemeinerungen, Adlige als „privilegierte Vertriebene“, auf.

Anmerkungen

¹ MARION GRÄFIN DÖNHOF (1962): *Namen, die keiner mehr nennt*. München; BOTHO VON BERG (1976): *Mit Trakehnen fing alles an. Ein Lebensbericht für meine Reiterfreunde und andere Pferdenarren*. Leer; HANS GRAF VON LEHNDORF (1980): *Menschen, Pferde, weites Land. Kindheits- und Jugenderinnerungen*. Mün-

chen; CHRISTIAN GRAF VON KROCKOW (1985): *Reise nach Pommern. Bericht aus einem verschwiegenen Land*. Stuttgart; WALTHER VON SANDEN-GUJA (1985): *Schicksal Ostpreußen*. Leer; LISELOTTE SCHWIERS (1989): *Das Paradies liegt in Pommern*. München; ANIKA GRÄFIN BELLAVITIS (1990): *Wir haben das Korn geschnitten. Unvergessenes Ostpreußen*. München; LOTHAR GRAF ZU DOHNA-WALDBURG (1991): *Ostpreußen – ein verlorenes Paradies. Erinnerungen aus meinem Jägerleben*. Hamburg/Berlin; KLAUS VON BISMARCK (1992): *Aufbruch aus Pommern. Erinnerungen und Perspektiven*. München; ERIKA VON XYLANDER (1992): *...aber die Kraniche ziehen noch*. Göttingen; OTTFRIED GRAF FINCKENSTEIN (1994): *Nur die Störche sind geblieben. Erinnerungen eines Ostpreußen*. München; HEINRICH EUGEN VON ZITZEWITZ (1995): *Z pędzłem przez Pomorze. Mit dem Pinsel durch Hinterpommern*. Sławno; ALEXANDER FÜRST ZU DOHNA-SCHLOBITTEN (²1999): *Erinnerungen eines alten Ostpreußen*. Berlin.

Literatur

OSSOWSKA, MARIA (2000): *Ethos rycerskie i jego odmiany*. [Das ritterliche Ethos und seine Spielarten]. Warszawa. Agnieszka Kudelka, Gdańsk

HRDLIČKOVÁ, JANA (2008): „Es sieht schlimm aus in der Welt.“ Der moralische Appell in den Hörspielen von Marie Luise Kaschnitz. Ústí nad Labem: Univerzita J. E. Purkyně. 260 S.

Die Studie von Jana Hrdličková, die sich auf die Hörspielproduktion von Marie Luise Kaschnitz konzentriert, ist bemüht, eine Lücke in der literaturwissenschaftlichen Forschung zur Kaschnitz zu schließen und das bisher wenig erforschte und etwas in Vergessenheit geratene Profil des literarischen Schaffens der Autorin systematisch im Kontext ihres Gesamtwerkes zu erfassen und zu würdigen.

Obwohl das Interesse an Kaschnitz' Werk nach wie vor anhält und seit den 60er Jahren in jedem Jahrzehnt etliche Biographien und Monographien auf den Markt kommen, sind die Analysen hauptsächlich dem prosaischen und lyrischen Œuvre gewidmet. Die ersten Beiträge zur Hörspielproduktion datiert Hrdličková in ihrem Forschungsbericht auf die 80er Jahre, wobei sich die meisten auf die Inter-

pretation einzelner Hörspiele beschränken. Die Untersuchung von Hrdličková enthält nicht nur eine repräsentative Auswahl aus der gesamten Hörspielproduktion von Kaschnitz, die Autorin plädiert darüber hinaus für eine radiophone Wiederpräsenz der Hörspiele und – wie man ihren Ankündigungen entnehmen kann – ist auch bemüht, die Hörspiele in schriftlicher Übersetzung dem tschechischen Leser näherzubringen.

Die thematische Ausrichtung des Interpretationsansatzes apostrophiert Hrdličková bereits im Titel ihrer Untersuchung mit einem Zitat von Kaschnitz, das einerseits auf die tiefe, manchmal verzweifelte Überzeugung der Schriftstellerin von der Wirkungskraft der Literatur verweist (was besonders in der Fortführung dieses Zitats sichtbar wird: „Aber wie es aussehen würde ohne die jahrtausendlangen Anstrengungen der Schreibenden, wissen wir nicht.“) und andererseits zu dem zentralen Anliegen des Forschungsvorhabens der tschechischen Literaturwissenschaftlerin führt, nämlich „ein Universum auf[zu]schließen, das realitätsnah ist und trotzdem poetisch und fiktiv, das klare positiven Botschaften vermittelt, aber deren Realisierung in Frage stellt, aufschiebt oder gar negiert“ (S. 229). Die Rekonstruktion dieses Universums bereitet Hrdličková multiperspektivisch und sorgfältig vor. In einem kurzen biographischen Ansatz referiert sie den schriftstellerischen Werdegang der Autorin im Hinblick auf ihre Interessen und Themenkomplexe, die ihr Schaffen, darunter auch die Hörspiele, stark beeinflussten: die Antike und die Mythenwelt, die Herausforderungen der zivilisatorischen Entwicklung, die ökologische Verwüstung der Erde. Im nächsten Kapitel präsentiert Hrdličková die Entwicklung der Hörspielproduktion in Deutschland

von ihren Anfängen in der 1920er Jahren bis zum allmählichen Niedergang am Ausgang des 20. Jahrhunderts. Diese diachrone Präsentation, deren Hauptaugenmerk selbstverständlich der Blütezeit des Hörspiels in der frühen Nachkriegszeit gewidmet ist, wird von der Diskussion der theoretischen Ansätze und Standpunkte zum Hörspiel begleitet, beginnend 1924 mit der ersten Definition des Hörspiels von H. S. von Heister als einer „genuinen radiophonen literarischen Gattung“, über Beiträge Döblins oder Eichs, Radiotheorien Brechts und Benjamins bis zur theoretischen Wende in den 1960er Jahren und dem Konzept des Neuen Hörspiels. Es wird dabei sichtbar, dass einerseits das Hörspiel seit seinen Anfängen als eine autonome Gattung angesehen wird und dass andererseits seine jeweiligen theoretischen Positionen den Stand bzw. die Veränderungen in den Debatten zur Literatur und Literaturtheorie ziemlich genau widerspiegeln. Hrdličková verweist auf die Schwierigkeit, die thematische und stilistische Disparität des deutschen Hörspiels in der frühen Nachkriegszeit in eine griffige Formel zu fassen. Einerseits seien es große, nicht zeitgebundene Themenkomplexe (Liebe, Tod, Vergänglichkeit) gewesen, die postuliert wurden und die die Produktion bestimmten, andererseits wurden viele durchaus zeitgenössische, oft mit einem stark ausgeprägten moralischen Appell versehene Stücke (etwa von Aichinger, Andersch, Bachmann, Böll, Dürrenmatt, Kaschnitz) geschrieben.

Die Repräsentativität der Wahl der acht analysierten Texte aus dem 21 Hörspiele zählenden Ganzen begründet Hrdličková ausführlich und überzeugend (S. 210-220). Die chronologisch geordnete Analyse der Stücke korreliert sie mit der Darstellung der Entwicklungs- und Transformations-

mationsprozesse in Kaschnitz' Schaffen, besonders jener im thematischen Bereich, der einerseits stets um Religiöses und Mythisches oszilliert, andererseits aber sich auf die Fragen der sozialen, ökonomischen und ökologischen Veränderungen der Welt konzentriert. Die geschickte Kontamination eines alten, mythischen oder historischen Stoffes mit dessen zeitgenössischen Figurationen verweise auf die Kontinuität des Menschlichen aus der Tiefe der Jahre, aber zugleich – durch eine deutlichere Nachzeichnung der gegenwärtigen Facette der Problematik – werde so die appellative Kontur der Hörspiele verstärkt. Wichtig ist auch die Lokalisierung der Hörspiele im Kontext des prosaischen, lyrischen, aber auch autobiographischen Schaffens der Autorin, indem thematische Überschneidungen und motivische Gemeinsamkeiten aufgedeckt und analysiert werden (S. 220-227). Dies ermöglicht einem nur mit Prosa oder Lyrik vertrauten Kaschnitz-Leser eine Annäherung an das weniger bekannte Terrain des Hörspiels. Obwohl Hrdličková in ihrem Gang durch die Stücke haupt-

sächlich von deren Textgestalt aus der Gesamtausgabe ausgeht, verdankt sich ihre Souveränität im Umgang mit dem Werk von Kaschnitz nicht zuletzt dem sehr gut recherchierten Quellenmaterial, das sich nicht nur auf alle radiophonen Aufführungen der Texte stützt, sondern auch deren Vorstufen aus dem Marbacher Archiv und deren Entstehungsgeschichte umfasst. Zum Nachteil der sonst aufmerksam edierten Analyse gereicht die fehlerhafte Paginierung im Inhaltsverzeichnis, dessen Angaben zu Seitenzahlen mit den tatsächlichen Kapitelanfängen nicht übereinstimmen und etwas die Orientierung erschweren. Nichtsdestoweniger werden die Ziele, die sich die Arbeit von Hrdličková setzt – die Aufwertung der Hörspielschaffens von Kaschnitz, dessen Konfrontation mit der übrigen literarischen Produktion der Autorin und die Impulssetzung für die Bestimmung des Stellenwerts der Hörspiele im Werk von Kaschnitz – mit Erfolg erreicht.

Ślawomir Piontek, Poznań

MOSER, DORIS / KUPCZYŃSKA, KALINA (eds.) (2009): *Die Lust im Text. Eros in Sprache und Literatur*. Wien: Praesens Verlag. 438 S.

Über Liebe und ihre Erscheinungen zu schreiben bedeutet, sich ständig an der Grenze des Unmöglichen zu bewegen. Denn das Textualisieren der Lust droht das Phänomen durch die Beschreibung des Erotischen endgültig zu berauben. Über Jahrhunderte hinweg versuchten Autoren Liebe und Lust in ihrer Vielfalt, Pracht und Misere literarisch festzuhalten. Der vorliegende Sammelband, das Ergebnis der Jahrestagung 2008 der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik, die zugleich als das 18. österreichisch-polnische Germanistentreffen kon-

zipiert war, setzt sich zum Ziel, die Präsenz des Erotischen in Sprache und Literatur zu untersuchen. Die Teilnehmer der Tagung, Germanistinnen und Germanisten nicht nur aus Österreich und Polen, setzten sich mit dem Bild der Liebe und Lust in der österreichischen Literatur auseinander. Der Tagungsband enthält 27 Beiträge zum Thema *Eros in Sprache und Literatur*. Zwei vorangestellte Beiträge von Karlheinz Roszbacher und Zoltan Szendi sind dem Andenken an den im September 2008 verstorbenen Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler gewidmet.

Die Herausgeberinnen geben in der Einleitung einen Überblick über den Inhalt der Aufsätze und erläutern die Entstehungsumstände des Bandes. Dabei hat sich aber ein Irrtum eingeschlichen: Die Kooperation der österreichischen und polnischen Germanisten wurde nicht von Stefan H. Kaszyński und Maria Krysztofiak begründet, obwohl die Leistungen der beiden Posener Germanisten für die Entwicklung dieser Kooperation nicht zu unterschätzen sind. Das erste Treffen polnischer und österreichischer Germanisten fand, so schreiben KASZYŃSKI / KRYSZTOFIAK (S. 15) in ihrem Beitrag *Kommentare zur Geschichte der polnisch-österreichischen Germanistentreffen, Anfang der 70er Jahre in Warschau* statt, und „die Anregung kam wahrscheinlich von mehreren Seiten, sicher aber ist, dass die Initiative von der damaligen Leitung des Österreichischen Kulturinstituts in Warschau [...] aufgegriffen wurde“. Im ersten Beitrag, *„Mesalliance, aber...“ oder: Ist Genie das Talent, welches der Liebeskunst die Regel gibt?* (S. 39-54), werden theoretische Überlegungen zur literarischen Darstellung der Lust anhand von Texten aus verschiedenen Epochen angestellt. MARTIN A. HAINZ untersucht in seinem Aufsatz die Möglichkeit einer solchen Textualisierung der Lust, die nicht deren Negation wäre. Auf seiner Suche nach einem Text, in dem „die Lust textuell und der Text lustvoll wird“ (S. 49), deckt Hainz eine wichtige Voraussetzung für eine gelungene Schilderung der Lust auf: „[...] der Text *ist* die Lust [...], wo Lust ja nur durchschimmert“ (S. 48) und formuliert die frappierende Frage, ob es der Effekt von Textualität sei, „Lust entweder ins Groteske zu wenden, oder aber in Liebe“ (S. 52). Reflexion über Liebe und Erotik in der Literatur des Mittelalters liefert den Stoff

für die Beiträge *Erotik und Religion. Frauenlobs „Marienleich“* (S. 55-67) von MATTHIAS MEYER sowie *Hasen auf Spießen. Eindeutiges und zweideutiges in mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Texten* (S. 69-97) von JOHANNES KELLER und FLORIAN KRAGL. Meyer analysiert den *Marienleich* von Frauenlob und erörtert, inwieweit der Dichter in der Schilderung der schwangeren Maria durch die Auseinandersetzung mit Salomons *Hohelied* die Grenze zwischen Theologie und Erotik verwischen lässt. Dabei schildert Meyer Frauenlob als „das enfant terrible der mittelhochdeutschen Literatur“ (S. 58), als einen Tabubrecher, der nicht davor zurückschreckt, das Mystische und das Erotische miteinander zu konfrontieren. Keller und Kragl untersuchen in ihrem Aufsatz das Repertoire von Metaphern, mit denen in mittelalterlichen Texten der Geschlechtsakt dargestellt wird. Geschildert und betont wird der meisterhafte Umgang der Dichter mit der Erotik, die im Metapherngewebe mal eindeutig zur Sprache kommt, mal lediglich leicht durchschimmert. Die Aufsätze *Von bewegten Brüsten, durchglühten Körpern und dem Lächeln der Sphinx. Weibliche Erotik und Lust in den Texten von Frauen um 1900* (S. 101-115) von ALEXANDRA MILLNER und *Von „zwei Frauenidealen“ zum tödlichen Eros. Zur Typologie der Liebesbeziehungen in den „galizischen Geschichten“ und „polnischen Geschichten“ Sacher-Masochs* (S. 117-133) von MARIA KŁAŃSKA sind der weiblichen Sexualität gewidmet. Millner analysiert Werke feministischer Autorinnen um 1900, deren Heldinnen durch ihre gesellschaftliche Lage gezwungen sind, ihren Körper zu instrumentalisieren und als Tauschware einzusetzen, um sich die Existenz zu sichern. Schriftstellerinnen wie Maria Janitschek, Grete Meisel-

Hess und Helene von Druskowitz leisteten, so Millner, mit ihren lebhaft rezipierten und einen gesellschaftlichen Skandal hervorrufenden Texten einen enormen Beitrag zum Perspektivenwechsel hin zur Frauenfigur und infolgedessen zur Frauenemanzipation. Kłańska setzt sich zum Ziel, das im Schaffen von Leopold von Sacher-Masoch vermittelte Frauenideal zu untersuchen. Anhand von galizischen und polnischen Liebesgeschichten Sacher-Masochs zeigt Kłańska die extreme Polarisierung des Frauenbildes, das für seine Epoche als repräsentativ gelten kann und nach dem die Frau entweder das Dämonische oder das Engelhafte verkörpert. Ins Extreme getrieben ist auch die Darstellung der Lust in den Werken von Albert Ehrenstein und Ernst Weiß, worauf der Beitrag von JANUSZ GOLEC, *Eros in den Werken Albert Ehrensteins und Ernst Weiß* (S. 133-145), fokussiert. Analysiert werden hauptsächlich zwei Aspekte, die bei den beiden Dichtern im Vordergrund treten: Geschlechtsverkehr als Gewaltakt sowie Sexualität und Begierde als zu Schuldgefühlen und Selbsthass führende, gegen die bürgerliche Moral verstoßende Faktoren. WOLFGANG MÜLLER-FUNK veranschaulicht in seinem Aufsatz *Mutterlosigkeit und Misogynie bei Joseph Roth* (S. 147-158) am Beispiel von Frauenfiguren aus diversen Werken des Schriftstellers, dass Rothsche Frauentypen „die Krankheit der Männer sind“ (S. 154). Die Überlegungen führen zu der Feststellung, dass Roth mit dem Ende der Habsburger Monarchie das Ende des Patriarchats und einen „radikalen Wandel der Geschlechter“ (S. 157) einhergehen sieht. Als „enterotisiert“, „entsexualisiert“ beschreibt WALTER FANA die Liebesgeschichte zwischen Ulrich und Agathe in Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* (S. 159-173). Anhand

von Tagebucheinträgen, diversen Entwürfen und Korrespondenz wird die Entwicklung von Musils Liebesnarrativ einer eingehenden Analyse unterzogen. Den Gegenstand des Aufsatzes von IRINA DJASSEMY (S. 175-189) bildet der von Karl Kraus geprägte Begriff des „sexuellen Tirolertums“. Die Autorin bezieht diesen Begriff auf Elemente einer autoritären Charakterstruktur und zieht den Schluss: „[...] die Kraus'sche Diagnose des sexuellen Tirolertums lässt sich als Mikromodell für die Analyse des autoritären Charakters deuten“ (S. 188). Die Resonanz und Deutungsmöglichkeiten einer anderen berühmten Kraus'schen Sexualmetapher erörtert RUTH ESTERHAMMER, *Mieder, lose Brüste und grapschende Kommis. Von der Instrumentalisierung eines Wäschestücks in der Sache ‚Kraus gegen Heine‘* (S. 191-206), und legt dar, dass der auf Heine bezogene Vorwurf, er habe „der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert [...], daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fignern können“ (Kraus), ausschließlich gegen die zeitgenössische „Journaille“ und nicht gegen Juden gerichtet war. CLEMENS RUTHNER setzt sich in *Frühreif oder straffällig? Versuch über die Kehrseite der ‚Mutzenbacher‘* (S. 207-218) mit der Geschichte der Wiener Prostituierten Josefine Mutzenbacher auseinander. Ruthner hebt hervor, dass im Text das Sexleben eines unreifen Mädchens geschildert wird, was ihn als „kryptopädophilen“, „voyeuristischen Gebrauchstext“ (S. 212) deuten lässt. Die Sexualität eines jungen Mädchens thematisiert auch die Novelle *Fräulein Else* von Arthur Schnitzler, die im Fokus des Beitrags von MARTA WIMMER, *Eros hinter der bürgerlichen Fassade. Zu Arthur Schnitzlers ‚Fräulein Else‘* (S. 219-230), steht. Wimmer zeigt, dass sich die sexuelle

Entwicklung einer jungen Frau nicht harmlos vollziehen kann, denn „nach außen hin muss [...] die Moral bewahrt bleiben und das Lustprinzip im Falle der Frau durch gesellschaftliche Zwänge verneint werden“ (S. 229). Dass anstelle der Liebe und Erotik zwischen Mann und Frau oft Gewalt, Grausamkeit und Terror vorkommt, zeigt MONIKA SZCZEPANIAK (S. 233-247) in ihrer Analyse des Romanfragmentes *Der Fall Franz* und der Erzählung *Ein Schritt nach Gomorrha* von Ingeborg Bachmann. Szczepaniak weist auf den Blaubart-Mythos als eine Vorlage für beide Texte hin und deutet sie als „Erlösungsgeschichten“, in denen Frauenfiguren jedoch nicht erlöst werden, sondern auf einen Tag warten müssen, „an dem sich der tödliche Geschlechterunterschied verflüchtigt“ (S. 246). Der Don-Juan-Mythos liefert den Stoff für die Aufsätze von KATARZYNA JAŚTAL, *„O himmlische Gestalt, ich muss dich lieben!“ Argumente des Verführers in Lenaus „Don Juan“ (1844)* (S. 249-260), und JOANNA FIRAZA, *„Frauenzeit, Figurenkuppenzeit“ – zur Inszenierung der Lust in Peter Handkes „Don Juan (erzählt von ihm selbst)“* (S. 261-276). Jaśtal untersucht die Adaptation dieser Geschichte aus dem 19. Jhd. – die Versdichtung *Don Juan* von Nikolaus Lenau. Jaśtal betont die Eindimensionalität der Don-Juan-Figur bei Lenz und interpretiert dies als ein gezieltes Verfahren, das es ermöglicht, „die Fragestellungen einer radikal auf sinnlichen Genuss orientierten Figur zu reflektieren“ (S. 259). Firaza analysiert die Adaptation des Don-Juan-Stoffes von Peter Handke und deutet den Text als ein ironisches, sinnliches und lustvolles Spiel „mit dem romantischen Motiv vom unstillbaren Begehren und Mangel“ (S. 274). Ironie lässt sich auch aus den Gedichten Erich Frieds herausle-

sen, die von JOANNA JABŁKOWSKA, *Engagierte Liebesgeschichte? Zu Erich Fried* (S. 277-291), analysiert werden. Wie Jabłkowska konstatiert, herrschen in der erotischen Lyrik Frieds ähnliche Prinzipien wie in seinen politischen Gedichten, an erster Stelle „die Ablehnung der Autonomie-Ästhetik“ (S. 289). Frieds Liebesgedichte vermitteln also auch die politische Botschaft, dass „Liebe gegen alle Anfechtungen immun sei“ (S. 291). KALINA KUPCZYŃSKA analysiert in *Phallich oder phalsch? Ferdinand Schmatz beim Betrachten der Bilder von Max Boehme* (S. 293-305) Gedichte von Schmatz, die durch Bilder Boehmes inspiriert worden sind. Wie die Autorin feststellt, sind die Gedichte keine Beschreibung der Bilder, „sie denken sie mit, setzen Sprachbilder an Stelle der Bilderbilder“ (S. 304), und daraus resultiert ein „intermediales Spiel der Korrespondenzen“, wobei das Konzept des „Embodiment“ herangezogen wird. CRISTA GÜRTLER, *Glückliche Stunden. Zu Lilian Faschingers Roman „Magdalena Sünderin“* (S. 307-318), widmet ihren Beitrag dem Roman von Lilian Faschinger und diagnostiziert bei der Autorin eine unverkennbare Neigung zum postmodernen Spiel mit Formen, Gattungen, Mythen und Symbolen. Gürtler deutet den Roman als eine Travestie des Schelmenromans und konturiert Faschingers Heldin als eine Verkörperung der weiblichen Sinnlichkeit. Die Überlegungen führen zu der Feststellung, dass Faschinger durch die Dekonstruktion patriarchaler Mythen und religiöser Symbole traditionelle, soziale und erotische Geschlechterrollen zu hinterfragen versucht. ANNA RUTKA und ARTUR PEŁKA analysieren in *„Ein Gefühl nur für sich selbst“. Zur „Entkolonialisierung“ der Erotik in Marlene Streeruwitz' Romanen* (S. 319-335) und in *Zur*

Trivialität des Eros. Das ‚Dingsbums‘ in Marlene Streeruwitz’ Romanen (S. 337-350) Texte der Autorin. Der erste Aufsatz fokussiert auf das von Streeruwitz oft zur Sprache gebrachte Prinzip der „Entkolonialisierung“ und beschreibt die Entkolonialisierungsversuche, „die sich bei Streeruwitz gerade im Bereich des Erotischen subtil in den Tiefenstrukturen ihrer Texte erkennen lassen“ (S. 321). Pelkas Überlegungen zum Streeruwitz’schen Eros führen zu der Feststellung, dass durch den Multiperspektivismus in der Darstellung der Sexualität „die dargestellte Erotik ebenso diffus wie redundant letztlich doch zur Trivialität [...] gerät“ (S. 350). Die erotische Szenerie in den von GRAŻYNA KWIECIŃSKA besprochenen Texten Elfriede Kerns und Felix Mitterers bildet der Wald. Kwiecińska zeigt in *Der Wald als Schauplatz sexueller Ausschweifungen. Zu Felix Mitterers Stück ‚Die wilde Frau‘ und Elfriede Kerns Roman ‚Kopfstücke‘* (S. 353-362), dass in beiden Werken der Wald – „das erste Haus der Menschen“ (S. 356) – als Tatort sexueller Gewalt fungiert, auf keinen Fall als Oase der Ruhe. RITA SVANDRLIK deutet in *Von der Unlust am Lesen, vom Genuss am Text: das Beispiel Elfriede Jelinek* (S. 363-374) den Roman *Lust* Elfriede Jelineks als ein lustvolles Spiel, das „von einer diffusen Autorinstanz kreierte wurde“ (S. 372). Überwindet der Leser die „Unlust am Lesen“ (S. 363), so wird ihm der pure „Genuss am Text“ (S. 363) zuteil. STEFAN NEUHAUS stellt in seinem Beitrag, *Ihre Möpse sind weich. Ungewöhnlich schön liegen sie in der Hand: Zur Funktionalisierung von Erotik und Sexualität in der Gegenwartsliteratur* (S. 375-387), die Frage nach der Funktionalisierung von Erotik und Sexualität in der Gegenwartsliteratur. Neuhaus reflektiert die Allge-

genwärtigkeit des Erotischen in der Popkultur und diagnostiziert einen tabulösen Umgang junger Autoren mit sexuellen Praktiken. GERDA E. MOSER konfrontiert in *‚Porn s-kills‘. Was Robert Menasses ‚Nathan‘ und ein Sextourist zu erzählen haben – ein gewagter Vergleich* (S. 389-397) die Figur Nathans aus dem Roman *Don Juan de la Mancha* oder *Die Erziehung zur Lust* mit einem Sextouristen, dessen Erlebnisse in Form eines Erfahrungsberichtes literarisiert worden sind. Moser entlarvt in den beiden Helden einen von Angst gepackten Zyniker, dem sich die große Lust entzieht. JOANNA DRYNDA richtet ihr Augenmerk auf das Phänomen virtueller Beziehungen, die sowohl in Österreich als auch in Polen in Form von Cyberspace Lovestories literarisiert werden. Drynda, *‚Schreiben ist wie küssen mit dem Kopf‘. Erotische Begegnungen im Cyberspace, in Gegenwartsromanen inszeniert* (S. 399-412), erkennt das Sujet als einen literarischen Darstellungsmodus an, zugleich aber konstatiert sie: „[...] von einer radikalen Neukonzeption der literarischen Antworten kann hier kaum die Rede sein“ (S. 412). GÜNTHER A. HÖFLER begleitet in *Auf der Suche nach einer Sprache der Liebe: Silke Hasslers ‚Kleine Nachtmusik‘ und Margret Kreidls ‚Von Herzen, mit Scherzen‘* (S. 413-425) die Figuren von Hassler und Kreidl bei ihrer Suche nach einer Sprache, die Liebe generiert. Für die jungen Heldinnen ist „das Begehren nach dem Wort [...] gleich die Sehnsucht nach der Liebe“ (S. 114). Den Schlusspunkt bildet der Aufsatz ROXANA NUBERTS, *Zwischen Provokation und Faszination. Die Allgegenwart des Erotischen in der rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur. Mit besonderer Berücksichtigung von Richard Wagner*, in dem die Omnipräsenz des Erotischen in

der rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur diagnostiziert wird.

Durch die Berücksichtigung von Werken aus verschiedenen Epochen und mannigfachen literarischen Motiven, die in den Aufsätzen auf ihren Zusammenhang mit Eros und Erotik untersucht worden sind, liefert der vorliegende Band einen wichtigen Beitrag zu der Debatte, inwieweit sich das Erotische, das Lustvolle literarisch festhalten lässt.

Literatur

KASZYŃSKI, STEFAN H. / KRYSZTOFIK, MARIA (2004): *Kommentare zur Geschichte der polnisch-österreichischen Germanistentreffen*. In: KŁAŃSKA, MARIA / LIPIŃSKI, KRZYSZTOF / JAŚTAŁ, KATARZYNA / PALEJ, AGNIESZKA (eds.): *Grenzgänge und Grenzgänger in der österreichischen Literatur. Beiträge des 15. österreichisch-polnischen Germanistentreffens*. Kraków, 13-31.

Izabela Działak, Poznań

LOEW, PETER OLIVER (2009): *Das literarische Danzig 1793 bis 1945. Bausteine für eine lokale Kulturgeschichte*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Danziger Beiträge zur Germanistik 25). 350 S.

Der in den Philologien, ja überhaupt den Geistes- und Kulturwissenschaften nicht nur Mitteleuropas derzeit vielerorts sichtbare Paradigmenwechsel von einer national zu einer regional ausgerichteten Gegenstandskonstitution begründet sich mit der wissenschaftlichen Aufgabe, die gleichzeitige oder sukzessive Anwesenheit verschiedensprachiger Literaturen und Kulturen in einer einst multikulturellen, im 19. Jhd. von nationalistischer Einseitigkeit und im 20. von Krieg, Deportationen und Genozid gezeichneten Region zu erfassen. Privilegierte der nationale Blick nur die kulturellen Zeugnisse der jeweils eigenen Nation unter gezielter Vernachlässigung oder gar Leugnung aller anderen, so wird heute in einer kaum noch überblickbaren Vielzahl lokaler Studien daran gearbeitet, die Vielfältigkeit kulturellen Lebens zu rekonstruieren. Einige Städte wie Breslau, Czernowitz, Königsmberg, Lemberg, Prag, Triest oder Wilna haben mittlerweile den Stellenwert paradigmatischer Schlüsselorte für eine an postmodernen Identitätskonzepten geschulte übernationale Forschung erhalten, die

längst nicht mehr nur von Wissenschaftlern mit persönlichem Bezug zu diesen Städten betrieben wird, dienen sie doch als ideale Anwendungsobjekte für die in der globalisierten Welt unter den Bedingungen von Migration, „Flexibilisierung“, Dekonstruktion und Verunsicherung entwickelten postmodernen Methoden und Forschungsparadigmen einer ihrerseits räumlich wie identitär mobilen „Elite“. Diese blickt mit fasziniertem Interesse ausgerechnet auf in Landkarten stabil wirkende Punkte („Städte“) und sucht in diesen Vorläufer jener multikulturellen Vielfalt, zu der sich ihr eigenes Leben in postnationaler Zeit zunehmend befreit.

In der Reihe der in den Mittelpunkt überregionaler Betrachtung gerückten mitteleuropäischen Orte spielt Danzig die eigenartige Rolle eines von Halbwissen genährten Gerüchts: Seine deutsch-polnische Geschichte, die kulturelle Sonderrolle der Kaschuben, Günter Grass auf deutscher und die „Danziger Schule“ um Stefan Chwin und Paweł Huelle auf polnischer Seite, sind zumindest in groben Zügen bekannt und tragen dazu bei, dass

Rezensionen

auch Danzig eine herausragende Stelle unter den kulturell vielfältigen Städten Mitteleuropas zugeschrieben wird. Gleichzeitig aber gibt es kaum konkretes Wissen über das tatsächliche literarische und kulturelle Leben der Stadt vor 1945. Loew, der bereits mit einem erhellenden Buch über die Geschichte des Danziger Geschichtsbewusstseins (LOEW 2003) hervorgetreten ist, hat nun die undankbare Aufgabe übernommen, eine überblicksmäßige Systematisierung des literarischen Lebens in Danzig vor 1945 unter Berücksichtigung der deutschen wie der polnischen (und der kaschubischen) Seite erstmals zu versuchen. Sein Buch besteht aus „Bausteinen“, wie es im Untertitel zu Recht heißt, zu einem Gesamtpanorama, dessen Teile aber so zugeschnitten sind, dass sie sich nicht einfach so zu einem bruchlos geschlossenen Ganzen fügen. Loew entwarfnet jede Kritik daran, indem er zu Beginn des Buches gleich selbst darauf hinweist und das Zustandekommen desselben erklärt: Ausgangsbasis war ein für polnische Leser geschriebenes Überblickswerk (ohne Anmerkungsapparat) über die Danziger Literatur mit vielen allgemeinen Erklärungen über die deutsche Literaturgeschichte, die für den deutschen Leser eher selbstverständlich und deshalb uninteressant sein dürften, so dass Loew sie nun weggelassen und an ihrer Stelle den wissenschaftlichen Apparat, aber auch den einen oder anderen „Baustein“ nachgetragen hat, den er zuvor bereits in anderen Zusammenhängen veröffentlicht hatte. Das Ergebnis sind zehn Kapitel, die ein insgesamt umfassend informierendes Bild der Danziger Literatur ergeben und doch in ihrer Aneinanderreihung hart genug aufeinander treffen, um den Eindruck in sich harmonischer Einheitlichkeit zu vermeiden, der einem Gegenstand unangemessen wäre,

in den sich zwischennationale Konfliktlinien zutiefst eingeschrieben haben.

In den einzelnen Kapiteln stellt Loew jeweils breit recherchiertes Material unter jedes Mal anderen Aspekten vor, wobei die enorme Stofffülle in ungeglätteter Direktheit angeboten wird: Autorennamen folgt auf Autorennamen, ergänzt meist um Basisdaten und kurze Gesamtcharakterisierungen des Werks, öfter auch einzelner Werke insbesondere mit Bezug zu Danzig oder zur deutsch-polnischen Geschichte. Man könnte sich diese Datenmenge leicht alphabetisch nach Autorennamen geordnet vorstellen und hätte dann ein Lexikon der Danziger Literatur. Loew verzichtet auf diesen bequemen Weg der Stoffbewältigung aus gutem Grund, denn was er an Danziger Literatur recherchieren konnte, ist, von wenigen, ohnehin bereits bekannten Ausnahmen wie der Familie Schopenhauer oder Stanisław Przybyszewski und Stanisława Przybyszewska abgesehen, literarisch eher dürftig und bestenfalls zweitrangig, „tiefe Provinz“ (S. 11), in dieser Provinzialität aber durchaus aussagekräftig für zentrale Entwicklungen des allgemeinen deutschen wie polnischen, ja europäischen Geisteslebens im national(istisch)en Zeitalter, das sich hier in nuce spiegelt und wiederholt. Die wenigen halbwegs bedeutenden, aus Danzig stammenden Schriftsteller machten ihre Karriere außerhalb Danzigs und selbst die Schopenhauers, genauer: Arthur Schopenhauer und das Ehepaar Przybyszewski / Przybyszewska, schufen ihre wichtigen Werke nicht in Danzig. Welche Nutzer aber würde ein Lexikon finden können, in dem kaum ein Autor von Rang enthalten ist, ein Lexikon vergessener Lokalautoren, die nicht mehr aufgelegt werden und die für eine Stadtbevölkerung geschrieben, die in dieser

Form nicht mehr existiert und durch eine andere ersetzt worden ist?

Loew ordnet stattdessen das Material verschiedenen Themenkreisen zu und versucht dadurch einen Überblick über die lokale Literaturgeschichte zu schaffen, der von nicht nur lokalhistorischem Interesse ist, wobei die einzelnen Kapitel in sich größtenteils aus einer kumulativen Darbietung des recherchierten Materials bestehen, aus kleinen, eben doch an Lexikoneinträge erinnernden Abschnitten, die in dieser Fülle auf den ersten Blick kaum sukzessive zu lesen sind, da die Menge und die zwangsläufig kurz pointierende Darstellung der einzelnen Autoren und ihrer Werke im Rezipienten den Eindruck eines gelegentlich kaum noch überblickbaren Informationswirbels durch rasch sich abwechselnde Eindrücke von jeweils nur flüchtiger Dauer erzeugen, wie er auch beim Lesen eines Lexikons – nur ist das Buch eben kein Lexikon – mit seinen rasch aufeinanderfolgenden verschiedenen Einträgen entstehen kann. Dies ist ein übrigens nicht ungewöhnlich, sondern ein in klassischen Literaturgeschichten (z.B. SPIERO 1927 oder 1950) gerne verwendetes, forschungsästhetisch bisher aber nicht wirklich aufgearbeitetes Verfahren semantischer Verdichtung durch Signifikantenhäufung. Auch Loews Darstellung lebt von der durch die Informationsfülle in Gang gesetzten gleitenden Semiose. Überlässt der Leser sich den in ihm ausgelösten ästhetischen Effekten, wird ein interessanter karussell- und kreiselartiger Schummer- und Schwindel-Eindruck erzeugt, der gerade in seinem (leichten) Rauschwert produktiv wirkt, schafft doch nur diese ästhetisch (post)moderne Form der Darstellung einen kaleidoskopartigen Eindruck von der schier Menge Danziger Autoren und ihrer relativen Homogenität

– der immer schneller von Information zu Information gleitende Leser vergisst bei so vielen nacheinander aufgezählten und jeweils nur kurz vorgestellten Autoren zwangsläufig die Einzelheiten, behält aber die Gemeinsamkeiten in Erinnerung und entwickelt so ein Gefühl für stabile Strukturen im Vielerlei des dargebotenen Materials. Für ein an auffälligen Einzelheiten interessiertes Nach- und Nochmal-Lesen bietet das Register am Ende des Bandes dann die Möglichkeit, den Band durch gezieltes Nachschlagen von Einzelinformationen eben doch auch ähnlich wie ein Lexikon zu nutzen (wie es für die Leser für Loew dann eben doch sinnvoll sein könnte, wenn er diesem Buch noch ein Lexikon zur Seite stellen würde – sie wären die idealen Nutzer eines solchen).

Loews ebenso traditionsgesättigte wie experimentelle und eigenwillige Anordnung des Materials in **diesem** Buch zwingt den Leser jedoch zu einer nicht nur nachschlagenden Lektüre, sondern ermöglicht ihm tatsächlich einen Überblick sehr eigener Art. Das Buch beginnt mit einer Darstellung der deutschen Literatur Danzigs in chronologisch aufeinanderfolgenden Kapiteln (1793-1848, 1849-1918, 1918-1945) und ordnet die wenigen interessanten und halbwegs gewichtigen Autoren und Autorinnen wie Aaron Bernstein, Johanna und Adele Schopenhauer, den zum Nationalsozialismus bekehrten Naturalisten Max Halbe (vgl. auch ERDMANN 1997) und natürlich den genialen Paul Scheerbart in das ästhetisch meist trostlose Milieu ein, dem gegenüber ihre Werke erst wirklich etwas Strahlkraft gewinnen. Allein diese Aufdeckung des vergessenen Kontextes rechtfertigt Loews eigenwillige Datendarbietung, die in ihrer Fülle dem Leser zugleich die Möglichkeit gibt, sich eigene

Assoziationspfade durch die Datenfülle zu bahnen und gerade im gleitenden Lesen neue Motivstränge zu entdecken und zu rekonstruieren, eine Fundgrube für eine an Danzigdarstellungen interessierte lokale Literaturgeschichtsschreibung, die die von Loew ermöglichten thematologischen Verbindungen nur aufzugreifen und z.B. die zahlreichen Romane über Stephan Báthory – übrigens in deutschwie polnischsprachiger Literatur – nur zu verknüpfen braucht zu einer motivgeschichtlichen Untersuchung der Darstellung Báthorys und seines Konflikts mit Danzig.

Diese Möglichkeit frei assoziierender Verknüpfung wird von Loew dadurch verstärkt, dass er die Abschnitte seiner Gliederung nicht logisch engstirnig voneinander abdichtet, sondern öffnet und so eine gegenseitige semantische Durchdringung sehr unterschiedlicher Themenkreise fördert: Den chronologischen Überblickskapiteln folgt eines über „Die sagenhafte Stadt“, in dem es um Danziger Sagen geht, darauf folgt das Kapitel über das literarische Leben in Danzig 1793-1945, das in jeder konventionellen Darstellung an den Anfang gerückt worden wäre, durch seine Nachordnung bei Loew die Literatur jedoch nicht aus ihren Institutionen quasi ‚organisch‘ hervorgehen lässt, sondern die zufällige Arbitrarität von literarischen und kulturellen Einrichtungen verdeutlicht, die der quantitativen und qualitativen Dürftigkeit des literarischen Lebens in Danzig durchaus entsprechen. Die Anwendung letztlich postmoderner Darstellungsverfahren auf zweitrangig konventionelles Material erhöht die erkennende Distanz des Lesers diesem gegenüber. Das dann folgende Kapitel über „Danzig und die polnische Literatur“ fördert etliche polnische Schriftsteller zutage, die im Berichtszeitraum in

Danzig lebten und zwischen 1793 und 1919 immerhin „188 Positionen“ (S. 214) publiziert hatten, wobei „der geringe Lokalbezug fast aller Werke“ (S. 214) auffällt. Loew gleicht diesen aus durch Einbezug auch solcher polnischer literarischer Werke (etwa von Mickiewicz oder Krasiński), die nicht in Danzig oder von Danziger Autoren geschrieben sind, in denen Danzig aber vorkommt, so dass es nicht nur um Literatur aus, sondern auch um Literatur über Danzig geht, um den von der Literatur entworfenen Bedeutungsraum Danzig. Zur polnischsprachigen Danziger Literatur zählt Loew auch die kaschubische aus und über Danzig, für deren Darstellung ihm vier Seiten reichen – ein Zeichen für die in literarischer Hinsicht eher geringe kulturelle Verbindung zwischen Danzig und seinem kaschubischen Umland, aber natürlich auch für die quantitativ nicht sehr breite kaschubische Literatur. Das darauffolgende Kapitel beschreibt Danzig dann in Werken nicht aus Danzig stammender deutscher (und internationaler) Schriftsteller. Man sieht an dieser Themenfolge, wie geschickt Loew darstellungstechnische Asymmetrien aufbaut: Die polnische Literatur über Danzig wird der polnischen aus Danzig beigeordnet, die deutsche (und internationale) über Danzig erhält ein eigenes Kapitel (in dem wiederum auch Konstanty Damrot als Vertreter polnischsprachiger Literatur vorkommen kann), wobei es vom Kapitel über die deutsche Literatur aus Danzig von den eingeschobenen Kapiteln über die Danziger Sagen und über die polnische Literatur aus und über Danzig getrennt ist. Die von den einzelnen Abschnitten eröffneten semantischen Felder gehen auf diese Weise assoziativ ineinander über und verschmelzen über Kapitelgrenzen hinweg miteinander gerade des-

halb, weil sie nicht passgenau in begriffsseparatistischen Kategorien voneinander isoliert und in thematischen Einzelzellen voneinander hinweggekerkert werden, sondern Überschneidungen und wechselseitige Durchdringungen zulassen – wie es einer auf Synthese und postmoderner Hybridisierung des Unterschiedlichen angelegten Darstellungswiese auch technisch angemessen ist. Die beiden letzten Kapitel behandeln dann einerseits Danzig in den Erinnerungsbüchern abgewandelter Danziger und andererseits Wissenschaftler aus und in Danzig, unter ihnen immerhin den vor und nach 1945 sehr erfolgreichen Germanisten Heinz Kindermann.

Dieses Buch, so viel sollte klar geworden sein, stellt in seiner eigenwillig geordneten Materialfülle einen Solitär dar, einen bewusst ungeschliffenen rohen Diamanten, der den Leser dazu zwingt, die „Bausteine“, aus denen er besteht, als Provokation zur eigenen Weiterarbeit fast physisch zu spüren. So ist der Effekt des Buches ein doppelter: Zum einen wird mit positivistischer Unerbittlichkeit der Bestand der Danziger Literatur zwischen 1793 und 1945 festgestellt. Das Ergebnis ist ernüchternd, aber natürlich nicht Loew vorzuwerfen, dessen Verdienst es im Gegenteil ist, nun ein für allemal gesichert festgestellt zu haben, dass „[d]as litera-

rische Leben in Danzig [...] zwischen 1793 und 1945 ‚meist rezeptiv‘ [war]. [...] Literarische Schulen hat es in Danzig nie gegeben“ (S. 312). Gleichzeitig aber und zum anderen vermittelt Loew dieses Ergebnis in einer Art und Weise, die es nicht in einem schnell durchgeblätterten und dann eben **nicht** gelesenen Lexikon gleichsam versiegelt und unwirksam macht, sondern im Gegenteil die Fülle des Materials zum ihn herausfordernden Bewältigungsauftrag und durchaus aufregenden Erlebnis für den Leser steigert.

Literatur

ERDMANN, ULRICH (1997): *Vom Naturalismus zum Nationalsozialismus? Zeitgeschichtlich-biographische Studien zu Max Halbe, Gerhart Hauptmann, Johannes Schlaf und Hermann Stehr*. Frankfurt (M.) u. a.

LOEW, PETER OLIVER (2003): *Danzig und seine Vergangenheit 1793-1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen*. Osnabrück (=Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau 9).

SPIERO, HEINRICH (1927): *Deutsche Köpfe. Bausteine zur Geistes- und Literaturgeschichte*. Darmstadt/Leipzig.

– (1950): *Geschichte des deutschen Romans*. Berlin.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

SCHÜWER, MARTIN (2008): *Wie Comics erzählen. Grundriss einer intermediären Erzähltheorie der grafischen Literatur*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier. 574 S.

Comics sind im Verlauf des 20. Jahrhunderts zum allgemein anerkannten Teil der Popkultur geworden. Sie sind ein weitverbreitetes Medium, das dem vorherrschenden Vorurteil entgegen nicht nur unter Jugendlichen, sondern auch unter Erwachsenen sein Publikum findet. Ob-

wohl sich die Comicwissenschaft noch nicht etabliert hat und Comicforschung im Rahmen von anderen Disziplinen betrieben wird, werden Comics zum Objekt von interdisziplinär angelegten Untersuchungen. Auf wissenschaftliches Interesse stoßen Comics schon in den 50er Jahren,

als man ihre Wirkungsmöglichkeiten aus pädagogischer und psychologischer Sicht zu untersuchen versucht. Als Massenmedium, Kunstgattung und Produkt der Popkultur werden sie dann in den 70er Jahren u. a. zum Gegenstand der kulturwissenschaftlichen Analyse. Obwohl bereits Versuche unternommen wurden, sich Comics als narrativer Form auch aus der literaturwissenschaftlichen Sicht anzunähern, lag bisher keine so umfangreiche Darstellung ihrer erzählerischen Mittel vor, wie sie im Ansatz von Martin Schüwer zu finden ist. Was dieses Buch für die Comicforschung leisten will und kann, ist schon auf den ersten Blick dem Titel zu entnehmen. Es handelt sich um die Vermittlung des Konzeptes einer intermedial orientierten Erzähltheorie, die auf plurimediale narrative Phänomene anwendbar sein könnte (dieser Gedanke ist übrigens nicht neu, wird aber aufs Neue aufgegriffen). Hier stellen Comics ein ausgezeichnetes Forschungsfeld dar. Comics aus der erzähltheoretischen Perspektive zu erfassen, ihr narratives Potential zu erforschen und nicht zuletzt ein Instrumentarium zur Analyse ihrer erzählerischen Mittel zur Verfügung zu stellen, sind Ziele, die der Verfasser verfolgen will.

Da sich Comics nicht nur sprachlicher, sondern auch bildlicher Mittel bedienen, muss zunächst die Frage gestellt werden, inwieweit Erkenntnisse der Literaturwissenschaft einen angemessenen Zugang zum Medium Comic mit seinem plurimedialen Ausdrucksrepertoire sichern können. Dieser Frage geht Schüwer nach, indem er zu Beginn seiner Überlegungen die Möglichkeit und zugleich die Notwendigkeit einer intermedialen Öffnung der Erzähltheorie hinterfragt. Die Erzähltheorie im engeren Sinne, verankert primär im literaturwissenschaftlichen Bereich, würde der Verbalsprache als Träger des

Narrativen den Vorrang geben. Hier aber wird das Bild als konstitutives Merkmal des Mediums Comic begriffen, und somit kommt dem Visuellen eine größere Bedeutung zu. Die Schrift wird dagegen als ein Teil des Bildes betrachtet. Dennoch sei angemerkt, dass erst die Verschmelzung von beiden Zeichensystemen die semiotische Comicspezifik ausmacht. Der Wechselbeziehung zwischen Sprache und Bild im Comic wird aus diesem Grund besonders viel Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei wird nicht versucht, die Erzähltheorie neu zu konzeptualisieren oder ihre Kategorien zu modifizieren, sondern auf der Grundlage der vorhandenen theoretischen Erkenntnisse die Frage zu beantworten, wie und mit welchen Mitteln Comics ihre Geschichten erzählerisch zu vermitteln vermögen. Der theoretische Ansatz der Arbeit wird auch durch die Konzepte der Filmnarratologie geprägt, da beide Medien relativ eng verwandt sind und sich gegenseitig beeinflussen können.

In den Mittelpunkt rücken die „comic-spezifischen Mittel der Inszenierung“, die in folgende Dimensionen untergliedert werden: Bewegung, Raum und Zeit. Zum Leitthema des ersten Kapitels wird die Frage, wie mit Hilfe von Sequenzen starrer Bilder Bewegung vermittelt werden kann. In einem nächsten Schritt werden Überlegungen zur Raumgestaltung (u. a. zur Perspektive, der Beziehung zwischen Raum und Körper im Comicpanel sowie in Sequenz und Tableau) angestellt. Letztendlich wird auch ein Modell der Raumdarstellung in Comics entworfen und tabellarisch zusammengestellt, welche Funktionspotentiale den einzelnen Darstellungsweisen des Raumes im Comic zugeschrieben werden können. Das nächste Kapitel richtet den Focus auf die Zeitdarstellung in Comics. Hier wird u. a. das

Wechselspiel zwischen senso-motorischem Bild und Zeitbild thematisiert. Im letzten Kapitel wird schließlich auf die Bild-Text-Relation eingegangen: Die Interaktion von Schrift, Sprache und Bild und ihre Bedeutung für die Comictheorie werden erläutert. In diesem Teil der Arbeit wird auch am stärksten auf die Kategorien der Erzähltheorie zurückgegriffen. Dabei sind Einzelpanel, Bildsequenz und Tableau drei Prinzipien, auf die in der Forschung immer wieder Bezug genommen wird. Was in den vorausgegangenen Kapiteln dargestellt wurde, wird schließlich an einem Beispiel noch einmal veranschaulicht und konkretisiert. So kommt der Verfasser zu dem finalen Ergebnis seiner

Untersuchung: „eine[r] erzähltheoretisch fundierte[n], kulturwissenschaftlich orientierte[n] Comicanalyse“. Die erzählerischen Mittel der Comics werden anhand von zahlreichen Beispielen untersucht, deren Quelle hauptsächlich amerikanische Comics sind. Am Ende des Buches sind ein Register der untersuchten Primärliteratur zu finden sowie zusätzliche Farbtafeln zu den in den einzelnen Kapiteln behandelten Phänomenen. Das Buch von Martin Schüwer ist ein wichtiger Beitrag zur Comictheorie und eine Pflichtlektüre für alle, die Comics als literarisches Genre besser verstehen, würdigen und nutzen wollen.

Magdalena Dudzińska, Poznań

SPRENGEL, PETER (2009): *Der Dichter stand auf hoher Küste – Gerhart Hauptmann im Dritten Reich*. Berlin: Propyläen Verlag. 382 S.

Peter Sprengel hat diverse enthusiastisch besprochene Buchpublikationen besonders zur Literaturgeschichte der Jahrhundertwende vorgelegt. Für *Gerhart Hauptmann im Dritten Reich* sind nun umfangreiche Briefbestände und Tagebucheinträge erstmals ausgewertet worden. Eine Gesamtausgabe der Hauptmannschen Tagebücher wird dieser Tage von Sprengel und Bernhard Tempel für den Druck vorbereitet. Sie wird im Propyläen-Verlag erscheinen.

Sprengel ist ein großer Stilist. Seine Prosa ist bündig und knapp, geschmeidig und fließend. Das Geschehen um Hauptmann wird in übersichtlich gegliederter chronologischer Reihung nachvollzogen. Der hohe Anspruch der Darstellung wird erkennbar u. a. am flexiblen Umgang mit Tempora. Präteritum und Präsens wechseln, nach dramaturgischem Erfordernis, einander ab: Die Textgestalt wird sacht

rhythmisiert. *Gerhart Hauptmann* ist für Laien und Wissenschaftler gleichermaßen goutierbar, auch weil es an subtil ironischen Glanzlichtern nicht fehlt. Sie sind, kaum vermeidbar, mit einiger Bitternis versetzt, wo sie Hauptmanns Verblendung und moralischem Versagen gelten. Plumpes Polemisieren, inquisitorisches Gehabe hat Sprengel aber nicht nötig. Er lässt die Tatsachen sprechen. (Sie sind unmissverständlich.) Sprengels im besten Sinne populärer Duktus stellt sich umso erfreulicher dar, als *Gerhart Hauptmann* einer drohenden Blickverengung deutscher Erinnerungspolitik vorbeugt: Das öffentliche Gespräch hat sich zuletzt auf die Flakhelfer-Generation und jene bundesrepublikanischen Schriftsteller und moralischen Autoritäten zwischen Günter Grass und Dieter Wellershoff kapriziert, die im Knabenalter, wesentlich oder nicht, SS- oder Parteimit-

glied waren. Wenn nun dargelegt wird, wie tief Gerhart Hauptmann, als neben Thomas Mann, dem Antipoden, am meisten beachteter und einflussreichster deutscher Autor, in die nationalsozialistische Geistesverwirrung verstrickt ist, werden die Proportionen wieder zu-rechtgerückt: Die eigentlich Verantwortlichen des aufhaltsamen Aufstiegs Adolf Hitlers, die damals Erwachsenen, erfahren endlich gebührende Aufmerksamkeit. Hauptmann spielt auf der Bühne der Angepassten und Entflammten eine ganz eigene, unverwechselbare Rolle: Er hat sich, anders als Benn oder Heidegger, nie vorbehaltlos zum Nationalsozialismus bekannt, nie auch deutlich distanziert. Im Gegensatz zu Carl Schmitt, Arnold Gehlen oder Alfred Bäumler kann Hauptmann nicht als eigentlicher Parteigänger nationalsozialistischer oder faschistischer Ideologie gelten, ebenso wenig als bloßer Karrierist und Profiteur wie Herbert von Karajan – denn dafür war er schlichtweg zu alt. Am wenigsten kann von Innerer Emigration und verdecktem Widerstand die Rede sein wie – vielleicht – bei Ernst Jünger und gewiss Reinhold Schneider. Am ehesten wird man Hauptmann mit Wilhelm Furtwängler vergleichen dürfen: Beide verabscheuen den Pöbel der Straße, sein ostentatives Kleinbürgertum, den aggressiven Antisemitismus. Beide stellen sich emphatisch als deutsche Patrioten dar, dies auch in ihrem Künstlertum. So kommt Emigration nicht in Betracht. Freilich: Nach der Lektüre wird man zugestehen müssen, dass Furtwängler ungleich mehr moralische Substanz zu bewahren vermocht hat. Das Wenige, das gleichsam entlastend wirkt, wird keineswegs unterschlagen: Hauptmanns Distanz zum Antisemitismus – die niemals öffentlich wirksam artikuliert wird und keine Hilfestellungen

für Verfolgte einschließt – und anfängliche Bemühungen einzelner Kulturpolitiker des Nationalsozialismus, darunter Alfred Rosenberg, Hauptmannsche Dramen, die im Ruch dekadenter ‚Modernität‘ standen, zu verbieten. Dass Aufführungsverbote gegen Werke Hauptmanns erlassen worden sind, ist gleichwohl eine fromme Illusion. Aus Goebbels’ Tagebüchern geht hervor, dass der Staat der Nazis bis zuletzt mit Hauptmann zufrieden war: „Er gehört innerlich zu uns“ (S. 309).

Zu den aufschlussreichsten Passagen gehören Sprengels Ausführungen über die Hauptmann-Rezeption und veränderte Inszenierungsgewohnheiten auf deutschen Bühnen, über Verschiebungen zum Monumentalen, Heroisierenden, auch Volkstümelnden. *Griselda* und *Florian Geyer* zählen zu den Favoriten jener Jahre. Hauptmann war durchaus bereit, wo es angebracht schien, die Textgestalt den Bedürfnissen des ‚gleichgeschalteten‘ Theaterwesens anzupassen (so in *Der Bogen des Odysseus*).

In **einem** Punkt ist gleichsam Entwarnung zu geben: Unter Berufung auf Sprengel wurde insinuiert, Hauptmann habe den Angriff auf Polen enthusiastisch gefeiert; der Vormarsch der Wehrmacht sei mit Champagner begossen worden. Diese Darstellung ist unzutreffend. Sprengel legt dar, dass nicht der 1. September, vielmehr der Hitler-Stalin-Pakt – als Friedensvertrag missverstanden – von Hauptmann samt Entourage freudig begrüßt wird (S. 272). Briefe und Tagebucheinträge des Jahres 1939 geben im Ganzen kein eindeutiges Bild. Es finden sich militant patriotische Aufwallungen: „Die deutsche Kultur aber ist ein Ding das nicht vergeht und der Kampf, den heute unser herrliche[s] deutsches Volk sozusagen wie ein Mann

kämpfen wird und muß, soll mit Gott einen besseren Frieden erringen, als der war, den die Höllenmaschine Versailles über uns ausgegossen hat.“ Daneben steht Nachdenkliches: „Nach dem Aufwachen drückten die Schrecken des Krieges auf meine Brust: Polen! Wieviel Hass hat er dort entfesselt. Wie ungeheuer wird der Deutsche dort gehasst. Wir haben Polen vernichtet, zur Hälfte den Russen ausgeliefert, alle Rachegeister darin gegen uns aufgerufen für ein Jahrhundert. Warum ist überall und allenthalben in d[er] Welt dieser gnadenlose Nationalismus erwacht?“ (S. 277) Von moralischen Skrupeln jedoch – keine Spur. Seinen Gipfel erreicht Hauptmanns Taumel, der militärischen Lage entsprechend, im Jahr des ‚Frankreichfeldzugs‘ und des Kriegseintritts Italiens: „Deutschland steht vor der Weltherrschaft, jedenfalls von Europa unter deutscher Führung. Ich, damals [1918 – D.K.] mit zertreten, mehr als ich Worte haben wollte – sehe die Häfen von Narvik, die d[es] Kanal[s] u[nd] an Frankreichs atlantischer Küste bis zur Grenze Spaniens in deutscher Hand und ein einziger, übermenschlicher Wille, der Wille Hitlers, hat es bewirkt“ (S. 282). Zu den unappetitlichsten Episoden der Kriegszeit zählt Hauptmanns freundlicher Empfang für Hans Frank: „Frank reist am 6. Januar 1944 [...] zusammen mit seiner Frau an, die aber schon am 8. Januar nach Krakau zurückfährt, und verbringt ganze vier Tage auf dem Wiesenstein, davon mindestens einen fast nur im Archiv. [...] Auf Hauptmann wirkt Franks Gesellschaft ausgesprochen belebend: ‚Der Generalgouverneur ein Mann tiefmenschlicher Absichten, gebildet durchaus und im leidenschaftlichen Trieb sich fortzubilden: beherrscht die Konversation in Frz., Ital., Engl. Außer in Deutsch. Hi-

storisch überaus kenntnisreich und auch in diesem Fach leidenschaftlich fortstrebend““ (S. 322f.).

Ein bizarrer Hang zur Verharmlosung und Autosuggestion tritt bei vielen Gelegenheiten unangenehm hervor. So firmieren die Geschehnisse des Jahres 1933 in Hauptmanns privater Korrespondenz als „eine Art Kirmesprügelei“ (S. 17), und 1943 (!) echauffiert sich der Dichter über das schnöde Niveau des Mediums Rundfunk – und gibt der bildungsbürgerlich-betulichen Klage über den Sittenverfall eine systemkonform anti-amerikanische Spitze: „Es strahlt keine Kultur aus [...]: es ist ein gesuchtes, aber korruptes Medium: es passt nur glatt in das heutige Amerika““ (S. 270). Zugleich zeigt sich Hauptmann emsig bemüht, die Qualität des Mediums zu heben: Der Großdeutsche Rundfunk sendet mehrere Radioansprachen des Dichters, so *An die Deutschen in Übersee* und *Gruß an die Front*.

Dass Hauptmanns publizistisches Wirken und seine private Korrespondenz im Mittelpunkt stehen, nicht so sehr die Entwicklung des Werks, ist durchaus nicht irgendeiner Blickverengung auf Seiten Sprengels geschuldet, sondern vielmehr dem Umstand, dass die neu erschlossenen Quellen zur Korrespondenz mit Recht besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Darüber hinaus ist das Hauptmannsche Spätwerk, wie nicht erst Sprengel bemerkt, den frühen Dramen an literarischer Qualität unterlegen. Hauptmanns beste (und früheste) Dichtungen mögen sich einem Gestus moralischer Aufrichtigkeit verdanken und darum skandalisierend gewirkt haben. In Tat und Wahrheit aber wusste Hauptmann sich mit den herrschenden Mächten stets ins Benehmen zu setzen: mit dem Kaiserreich nicht weniger als mit der Republik

Rezensionen

und schließlich deren Totengräbern. „Das Kriegsende vom 9. Mai 1945 findet einen geistig gebrochenen alten Mann vor [...]. Ob dieser ab Anfang 1945 eskalierende Abbauprozess vielleicht durch das Bewusstsein beschleunigt worden ist, durch

eigenes Fehlverhalten die politische Katastrophe mit heraufbeschworen oder jedenfalls sie nicht bekämpft und verhindert zu haben, entzieht sich einer sicheren Beurteilung.“ (S. 336)

Daniel Krause, Kraków

* * *

DONALIES, ELKE (2009): *Basiswissen deutsche Phraseologie*. Tübingen / Basel: Francke Verlag. 126 S.

Am Anfang waren Bally, Vinogradov, dann Palm, Fleischer und Burger. In Bezug auf die grundlegenden Titel und namhaften Forscher, vor allem jedoch auf Arbeiten der letzten Jahre, versucht die Autorin, allen an moderner Phraseologie Interessierten in einem schmalen Büchlein einen „forschungsnahen Überblick“ (Cover) zu verschaffen. Zielsetzung der Autorin ist es zu erklären, „wie man Phraseme definieren kann, wer sie verwendet, warum sie verwendet werden und wie sie im Deutschen im Vergleich zu anderen Sprachen strukturiert sind“ (Cover). Diese Zielsetzung (die leider nur auf dem Einband zu lesen ist) bestimmt die Gliederung der Arbeit, die aus einem äußerst knappen Vorwort, vier Kapiteln (ohne Schlussfolgerungen) und einem Literaturverzeichnis besteht. Das erste Kapitel, „Was sind Phraseme – Definitionen“ (3-31), kann sowohl als Abriss als auch als terminologische Einführung betrachtet werden. Donalies diskutiert die unter Forschern umstrittenen Definitionen nach morphologischen, semantischen und syntaktischen Eigenschaften. Einerseits ist diese Zusammenstellung für Eingeweihte zwar knapp gehalten, diese können sich jedoch von der umfangreichen aktuellen Bibliografie, die nahezu ein Fünftel des Buches einnimmt, weiterleiten lassen. Andererseits ist es

von Vorteil für Studierende, dass ihnen eine leicht lesbare Einführung in die Phraseologie mit witzigen Beispielen und humoristischen Zitaten angeboten wird. Sehr übersichtlich stellt die Autorin in einem Bereinigungsversuch (S. 30-31) der ausufernden Nomenklatur die verschiedenen Termini in einer Tabelle dar, geordnet nach Schwerpunkten. Donalies bemerkt zu Recht, dass die Wahl des jeweiligen Terminus davon abhängt, „welche Eigenheiten sie betonen wollen. Sehen sie als phrasemische Kerneigenheit die Polylexikalität, wählen sie einen Terminus, der betont, dass es sich um Verbindungen aus mehreren Wörtern handelt“, z.B. Syntagma, Phrase, Wortverbindung. „Wird die Idiomaticität fokussiert, soll sich das natürlich auch im Terminus für den Hauptgegenstand der Phraseologie widerspiegeln“ (S. 30), z.B. Idiom, idiomatische Wendung u.ä. Donalies, die sich in ihren Ausführungen für den international gebrauchten Terminus ‚Phrasem‘ entschieden hat, nennt auch ‚Idiom‘ als den international gebräuchlicheren.

Im 3. Kapitel, „Wer macht Phraseme, wer benutzt sie und warum? – Effekte“ (S. 33-56), stellt die Autorin Phraseme als „Produkte gemeinsamer Handlungen“ (S. 38-45) dar, und vor diesem Hintergrund geht sie auf ihre Funktionen im

Alltag ein. Obwohl nicht explizit gesagt, können die genannten Funktionen sowohl text- als auch empfängerorientiert sein, denn sie „versprachlichen Begriffe auf besonders griffige Art“ (S. 46-48), „vereinfachen Kommunikation“ (S. 48 f.), „steuern Kommunikation“ (S. 49 f.), „zeigen unsere Gefühle“ (S. 50-52), „definieren uns sozial“ (S. 52 f.), „transportieren Erfahrung“ (S. 53 f.) wie auch Ideen (S. 54 f.) und „haben eine ästhetische Wirkung“ (S. 55 f.).

Im letzten Kapitel geht die Autorin auf strukturelle Aspekte ein und gliedert Phraseme in Satzteil- und Satzphraseme. Die ersten lassen sich in Substantiv-, Adjektiv-, Verbphraseme und „Phraseme anderer Wortarten“ gliedern. Für den Studierenden sind nicht nur zahlreiche Beispiele, sondern auch viele, vor allem den IDS-Korpora entnommene Belege von Bedeutung. Nennenswert ist die Erwähnung der sog. Mehrlingsformeln (d. h. die Bewusstmachung, dass es im Deutschen neben den Zwillingsformeln auch Dreier- und sogar vereinzelt Viererformeln gibt). Auch das breite Spektrum der Satzphraseme veranschaulicht Donalies mit zahlreichen Beispielen (darunter sogar mit Gedichten), um dem Leser Sprichwörter, Antisprichwörter (*Der Student geht so lange zur Mensa, bis er bricht.*), Wellerismen (*Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, sagte der Ochs, als er gebraten wurde.*), geflügelte Worte (*Veni, vidi, vici*), sogar (bereits umstrittene) geflügelte Werbeworte, Routineformeln (mitsamt ihren Funktionen) und sog. Graffiti, Kontaminationen und Phrasenschablonen näherzubringen.

Aus der Sicht des Lesers, seien es Studierende oder Wissenschaftler, fehlt es an Schlussfolgerungen (und einem Ausblick), die bei theoretischen Auslegungen nicht fehlen sollten. Das Büchlein ist jedoch so konzipiert, dass es Lesevergnügen für alle Interessierten bietet. Die Autorin gebraucht im Fließtext zahlreiche Phraseme, vielleicht aus dem Grund, weil sie sich leidenschaftlich gern mit Phrasemen befasst und vielleicht (auch), um zu zeigen, dass diese weder „billiges Beiwerk“ (S. 33) noch Phrasendrescherei sind. Es wird auch nicht explizit gesagt, warum nur einige Phraseme (sowohl im Fließtext als auch in Beispielen) hervorgehoben und rot markiert sind, andere jedoch nicht. Ein großer Vorzug der Abhandlung sind zahlreiche, im Forschungsdiskurs kursierende Zitate, u. a. von Isaac Asimov, Albert Einstein, Hans Jürgen Heringer, Miguel de Cervantes, Bertolt Brecht oder Stanislaw Lem. Sie dienen der Reflexion über die Sprache und über die Phraseologie als Forschungsgegenstand, der Einleitung in das jeweilige Kapitel, der Schilderung des Gesagten. Abschließend sei angemerkt, dass das Buch gerade für Studierende, die sich das im Titel angedeutete Basiswissen aneignen möchten, bestens geeignet ist. Bündig, übersichtlich, gut strukturiert, mit Belegen versehen, an vielen Stellen sogar unterhaltsam, erfüllt das Büchlein alle Bedingungen, um für Studenten von Nutzen zu sein und bei allen Interessierten das Bewusstsein für die Phraseologie zu wecken.

Anna Urban, Poznań

FREDERKING, VOLKER / KROMMER, AXEL / MAIWALD, KLAUS (2008): *Mediendidaktik Deutsch. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag. 319 S.

Durch die vielschichtige Betrachtung des Medienbegriffs ist seine ambivalente Natur zu einem wichtigen Forschungsgegenstand geworden. Zahlreiche Mediendefinitionen und -typologien, die ständig modifiziert wurden, sind in relativ kurzer Zeit wie Pilze aus dem Boden geschossen. Keine von ihnen vermittelte jedoch bisher eine eindeutige Vorstellung vom wirklichen Charakter der Medien und ihren potentiellen Funktionen im Kommunikationsprozess. Die theoretischen Überlegungen wurden weitgehend durch empirische Forschungen ersetzt. Dies schließt die durch die rasche Entwicklung der Digitaltechnik noch beschleunigte Tendenz ein, den Mediengebrauch im alltäglichen Leben in erster Linie intensiv zu beobachten und zu beschreiben. Angesichts der immer mehr an Bedeutung gewinnenden Position der Medien ist man zu der Erkenntnis gelangt, dass Medienkunde auch ihren eigenen Platz in Lehrplänen finden sollte, und zwar vorrangig im Muttersprachenunterricht. Neben Sprach- und Literaturdidaktik etwa stellt Mediendidaktik die dritte Säule der (muttersprachlichen) Deutschdidaktik dar, was die Autoren in ihrer Einführung in die *Mediendidaktik Deutsch* mit Erfolg beweisen und wodurch sie die Integration von Medien in den Deutschunterricht maßgeblich unterstützen.

Die Autoren bieten einen Überblick über die theoretischen Grundlagen und geben praktische Hinweise zum Medieneinsatz im Deutschunterricht. Den theoretischen Teil des Buches eröffnet die Präsentation von grundlegenden Mediendefinitionen und -typologien. Im Ergebnis kristallisiert

sich ein allgemeiner Medienbegriff heraus, dem Thesen verschiedener Medienwissenschaftler zugrunde liegen. Anschließend wird in komprimierter Form die geschichtliche Entwicklung der Medien skizziert. Dabei unterscheiden die Autoren zwischen vier aufeinanderfolgenden Stadien: dem oralen, dem literalen, dem audio-visuellen und dem multimedialen Paradigma, nach denen Medien klassifiziert werden. Daran schließen sich weitere Überlegungen zum Problem der Medienpädagogik und ihrem Verhältnis zu einer Mediendidaktik im Deutschunterricht an. Dieses wird aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, wobei Medien und Erziehung entweder als separate oder als zusammengehörende Phänomene verstanden werden. Beschrieben werden sowohl die medienskeptischen Positionen, die in der Erziehungswissenschaft keinen Platz für Medien vorsehen (z.B. Postman, Glogauer, von Henting), als auch solche, die den Erziehungsprozess durch den handlungs- und projektorientierten Umgang mit Medien mit der Entwicklung einer Medienkompetenz verbinden (z.B. Baacke, Tulodziecki, Röhl) oder die Medialität als einen die menschliche Weltrezeption beeinflussenden Faktor verstehen (z.B. Moser, Spanhel). Auf dieser Basis kommen die Autoren zu den Hauptansätzen einer Mediendidaktik Deutsch, wobei nicht nur allgemeine Fragen der Medienerziehung, sondern auch vielfältige Aspekte einer am Deutschunterricht orientierten Mediennutzung angesichts der entsprechenden Begründungskontexte diskutiert werden. Genannt und ausführlich beschrieben werden auch die repräsentativen mediendidaktischen Kon-

zeptionen, die in der Deutschdidaktik ihre Anwendung gefunden haben und die den klassischen Deutschunterricht in einen (medien)integrativen, einen computerunterstützten, einen intermedialen oder symmedialen Deutschunterricht umgewandelt haben.

Des Weiteren konzentrieren sich die Autoren auf bestimmte Typen von Medien. In den vier letzten Kapiteln werden die akustisch-auditiven, die visuellen, die audiovisuellen Medien sowie die neuen Symmedien (Computer und Internet) genauer dargestellt. Jedes Kapitel beinhaltet definitorische Überlegungen zur Entwicklungsgeschichte des jeweiligen Mediums und zu seinen didaktischen sowie methodischen Einsatzkontexten. Beispiele für den Umgang mit einem konkreten Medium im Deutschunterricht, die entweder curriculare Empfehlungen, ausgearbeitete Unterrichtsentwürfe oder Kriterien für die analytische Arbeit mit Medien präsentieren, setzen die eingeführten theoretischen Grundlagen anschaulich und praxisnah um.

Bei der Lektüre des Buches hat man das Gefühl, dass der Medieneinsatz im Deutschunterricht nicht nur als ergänzender Zusatz zur Medienkunde, sondern auch als unterstützendes Mittel für die Entwicklung der Fertigkeiten Sprechen, Schreiben, Lesen oder Hören empfohlen wird, was ihm sowohl für den DaM-Unterricht als auch für den DaF-Unter-

richt eine berechtigte Bedeutung zuschreibt. Gleichzeitig versuchen die Verfasser, die umfangreiche Problematik der Mediendidaktik Deutsch möglichst klar und strukturiert darzustellen. Das Buch richtet sich nicht nur an Lehrende des Fachs Deutsch als Mutter- oder Fremdsprache an Schulen und Hochschulen, sondern auch an Referendarinnen und Referendare sowie Studierende. Die theoretischen Ausführungen können als Basismaterial in Seminaren zur Medienkunde sowie im universitären DaF-Unterricht bei der Behandlung des Themas „Medien“ verwendet werden. Die einzelnen Kapitel bilden kompakte Einheiten und sind in sich gut verständlich, was bei ihrer Rezeption durch interessierte, nicht-muttersprachliche Leserinnen und Leser sehr vorteilhaft sein kann. Die mit vielen praktischen didaktischen und methodischen Hinweisen versehenen Unterrichtsentwürfe, in denen der Medieneinsatz die Sprech- und Schreibfertigkeit sowie das Lese- und Hörverstehen unterstützt, können sowohl im DaM-Unterricht als auch im DaF-Unterricht (ab der Mittelstufe) mit Erfolg angewendet werden. Der Band wird abgeschlossen durch ein Verzeichnis der verwendeten auditiven, audio-visuellen und multimedialen Texte, die für den medienorientierten Deutschunterricht besonders empfohlen werden.

Tomasz Lis, Poznań

KRECH, EVA-MARIA / STOCK, EBERHARD / HIRSCHFELD, URSULA / ANDERS, LUTZ CHRISTIAN (2009): *Deutsches Aussprachewörterbuch*. Mit Beiträgen von WALTER HAAS, INGRID HOVE, PETER WIESINGER. Berlin/New York: Walter de Gruyter. 1076 S. (+ 1 Audio-DVD).

Das nicht zuletzt von der Auslandsgermanistik mit Spannung erwartete *Deutsche Aussprachewörterbuch* (Abk. *DAWB*) steht in der Nachfolge des *Wörterbuches der deutschen Aussprache* (*WDA*, erst-

mals erschienen 1964) und des *Großen Wörterbuches der deutschen Aussprache* (*GWDA* 1982). Die Kontinuität zeigt sich auch in den Namen der Verfasser. Zwei von ihnen, Eberhard Stock und Eva-

Maria Krech, waren bereits Mitverfasser der 1. Auflage des WDA im Jahre 1964. Mit seinem Titel knüpft das DAWB an das vor knapp 100 Jahren von Wilhelm Viëtor herausgegebene *Deutsche Aussprachewörterbuch* an, ein für die damalige Zeit beeindruckendes Verzeichnis mit ca. 35.000 Stichwörtern, für deren Transkription Viëtor bereits seit der 1. Auflage (VIËTOR 1912; zuletzt 1931 erschienen¹) das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) benutzte. An der Fertigstellung des jetzt vorliegenden DAWB wurde fast 20 Jahre lang gearbeitet, anfangs (von 1991-1995) im Zusammenwirken zwischen dem Institut für Sprechwissenschaft und Phonetik der Universität Halle-Wittenberg und dem Institut für Phonetik der Universität Köln, anschließend dann in alleiniger Regie des Instituts in Halle. Der DAWB-Neukodifizierung sind umfangreiche Untersuchungen vorangegangen. Genannt werden in der Einleitung (S. 16f.) u. a. erneute phonetische Untersuchungen des Sprechgebrauchs, die phonologische Fundierung der Ausspracheregeln, die Einbeziehung frei gesprochener Texte, die systematische Berücksichtigung phonostilistischer Differenzierungen, die Berücksichtigung komplexer Akzentstrukturen. Beachtenswert sind vor allem die systematisch angelegten Akzeptanzuntersuchungen, bei denen bundesweit rund 1.600 Probanden (Laien) befragt wurden, „die verschiedenen sozialen und Altersgruppen angehörten und aus allen Sprachlandschaften der Bundesrepublik stammten“ (S. 16). Hingewiesen werden muss auf die sehr umfangreichen Ausführungen zur „Eindeutschung von Namen und Wörtern aus anderen Sprachen“ (S. 120-223), eine, wie noch zu zeigen sein wird, nicht immer geglückte Weiterentwicklung der „Grundsätze der ge-

mäßigten Eindeutschung“, wie sie im GWDA (1982:24f., 78-105) vorgestellt worden waren.

Das DAWB liefert in seinem Wörterbuchteil (S. 278-1076) die phonetische Transkription für insgesamt 150.000 Lemmata und ist damit umfangreicher als das *Duden*-Aussprachewörterbuch, das in seiner 6. Auflage (*Duden* 2005) über 130.000 Einträge verfügt. Dieser Vergleich relativiert sich etwas, wenn man bedenkt, dass es im DAWB eine Fülle von Doppelungen gibt – z. B. durch die Aufnahme vieler Komposita ohne erkennbare assimilatorische oder akzentuelle Besonderheiten (vgl. Lemmata wie u. a. *Muttersprache*, *Kleinbahn* oder *Presseagentur*, die im DAWB zusätzlich zu den Wörtern *Mutter*, *Sprache*, *klein*, *Bahn*, *Presse* und *Agentur* aufgeführt werden, im *Duden* hingegen als überflüssig fehlen). Auch macht sich die oft doppelte Lemmatisierung von u. a. bulgarischen und russischen Namen nach verschiedenen Transkriptionssystemen (DDR-Transkription vs. westdeutsche Transkription) bemerkbar, vgl. jeweils zwei gesonderte Einträge für Namen wie *Shivkov/Schiwkow*, *Shiguli/Schiguli*, *Shdanow/Schdanow* usw. – Unnötig erschwert wird die Arbeit mit dem Wörterverzeichnis durch Inkonsistenzen bei der alphabetischen Anordnung der Lemmata. Während <ä> und <ö> wie <a> und <o> eingeordnet werden, wird <ü> wie <ue> behandelt, was zur Folge hat, dass man beispielsweise das Wort *üppig* nicht wie im *Duden*-Aussprachewörterbuch zwischen *Upperten* und *Uppland*, sondern zwischen dem türkischen Ortsnamen *Ünye* und *Uerdingen* findet und dass das Lemma *über* erst nach *Uckermark* und *Udo* erscheint. Neu ist die alphabetische Zusammenfassung von Wortgruppen mit identischem erstem Bestandteil. Im Unter-

schied zum Rechtschreib-*Duden* und zum *Duden*-Aussprachewörterbuch erscheinen z. B. alle Wortgruppen mit *per* als erstem Bestandteil (*per annum*, *per definitionem*, *per se* usw.) unmittelbar hintereinander.

Der fast 300 Seiten umfassende Einführungsteil umfasst neben den phonologischen und phonetischen Grundlagen der Standardaussprache (S. 24-43), den detaillierten Ausspracheregeln (S. 44-97), den phonostilistischen Differenzierungsprinzipien der Standardaussprache (S. 98-115), einem dem Verhältnis von Standardaussprache und Gesang gewidmeten Kapitel (S. 116-120) sowie den erwähnten Eindeutschungsprinzipien (S. 120-223) auch zwei sehr lesenswerte Beiträge zur deutschen Standardaussprache in Österreich (S. 229-258, von PETER WIESINGER) und in der deutschsprachigen Schweiz (S. 259-277, von WALTER HAAS und INGRID HOVE).

Eine wesentliche Erweiterung im Vergleich zum *GWDA* erfährt der Bereich der phonostilistischen Differenzierung der Standardaussprache, wie sie in ihren Grundzügen bereits von MEINHOLD (1973) dargestellt wurde. In Abhängigkeit von der Sprechspannung in verschiedenen **öffentlichen** Situationen werden unterschieden: a) Standardaussprache mit hoher bis mittlerer Artikulationspräzision (z. B. beim Vorlesen von Nachrichtentexten im überregionalen Funk und Fernsehen, bei wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Vorträgen), b) Standardaussprache mit sehr hoher Artikulationspräzision (beim feierlichen Vortrag, c) Standardaussprache mit verminderter Artikulationspräzision (typisch für öffentlich geführte Gespräche, z. B. TV-Talkshows – S. 100-105). Als nicht einheitlich zuzuordnen erweisen sich verschiedene Arten der „sprechkünstlerischen Kom-

munikation“ (Bühne, Film, Rezitation u. a.). Je nach Art der vorzutragenden Texte, auch abhängig von Regie- und Raumverhältnissen, können die Anforderungen an die Artikulationspräzision variieren (vgl. S. 100, 102, 104). Die für die drei Präzisionsstufen typischen Merkmale werden im *DAWB* detailliert dargestellt, wobei der Bereich der öffentlich geführten Gespräche besonders viel Raum erhält (S. 105-109). Zwei tabellarische Übersichten erleichtern den Überblick über die Präzisionsgrade und vermitteln die häufigsten schwachen Ausspracheformen von Funktionswörtern (S. 110-113, S. 114f.).

Alleinige Grundlage für die Kodifizierung und damit auch für die Transkription der Lemmata im Wörterbucheil bildet die unter a) genannte „Standardaussprache mit hoher bis mittlerer Artikulationspräzision“. Das fast 800 Seiten umfassende Wörterverzeichnis ist sicherlich der Teil des vorliegenden Werkes, der zu den meisten Diskussionen Anlass geben wird. Stellte sich doch vor dem Erscheinen des *DAWB* namentlich in der Auslandsgermanistik die Frage, ob am Ende eine größere Einheitlichkeit der Kodifizierung und damit auch der Transkription der deutschen Standardaussprache stehen würde, „was sicherlich im Interesse der Phonetikausbildung für ausländische Germanistikstudierende läge“ (LIETZ 2008: 369), denn die Unterschiede in der IPA-Transkription, wie sie in den beiden bislang meistgenutzten Aussprachewörterbüchern (*GWDA*, *Duden*) zutage treten, geben immer wieder Anlass zu Verwirrung. Wünschenswert vom Standpunkt der Auslandsgermanistik wäre also eine deutliche Reduzierung der bestehenden Diskrepanzen in den Konventionen der IPA-Transkription des Deutschen. Ob und wie das neue Aussprachewörterbuch

diesem Wunsch entspricht, soll im Folgenden an einigen Phänomenen beleuchtet werden.

Ins Auge springt zunächst eine bislang in deutschen Aussprachewörterbüchern nicht praktizierte Markierung der Akzentposition. Im Gegensatz nicht nur zum Aussprache-*Duden*, sondern auch zum *GWDA*, in dessen Tradition sich das *DAWB* sieht, erscheint das Akzentzeichen generell vor dem akzentuierten Vokal, und nicht vor der akzentuierten Silbe. Ein Wortpaar wie *Spiegelei* (,Ei‘) vs. *Spiegelei* (,Spiegelung‘) wird folgendermaßen transkribiert: [ʃpʰi:gʲaɛ] vs. [ʃpi:gʲaɛ]. Dieselben Wörter würden lt. *Duden* [ʃpi:gʲaɪ] vs. [ʃpi:gʲaj] und lt. *GWDA* [ʃpi:gʲaɛ] vs. [ʃpi:gʲaɛ] transkribiert. Begründet wird diese didaktisch wenig sinnvolle, das Lesen der Transkription erschwerende Verfahrensweise² damit, „dass im Deutschen der Akzentvokal immer eindeutig bestimmbar ist, nicht aber die Silbengrenze“ (S. 5). Nach kurzen Vokalen liege nämlich die Silbengrenze innerhalb des nachfolgenden, ambisyllabischen Konsonanten, was allerdings mit ungeeigneten Beispielen wie *kassieren* oder *Neuruppin* illustriert wird (vgl. S. 5), denn die Doppelkonsonanten in diesen Wörtern haben orthographische Funktion, und das [p] in *Neuruppin* [nœrupʰi:n] unterscheidet sich durch nichts von dem [p] in einem Namen wie *Rupertus* [rupʰtʊs].³ Im Phonetikunterricht DaF erschwert die jetzt praktizierte Akzentmarkierung nicht zuletzt das Verständnis der für die Realisierung oft wesentlichen Silbenzugehörigkeit verschiedener Konsonanten (z. B. des *r*). So gilt z. B. die Regel „Vokalisierung des <r> nach langem Vokal“ nur, wenn das <r> zur selben Silbe gehört, im *Duden* klar dargestellt u. a. in Wörtern wie *Komtur* [kɔmtu:r] (*r* vokalisiert) vs. *Komturei*

[kɔmtuˈraɪ] mit dem <r> in silbeninitialer und deshalb konsonantisch zu realisierender Position. Durch die neue Darstellung im *DAWB* wird dieser Sachverhalt weniger deutlich: [kɔmtuːr] vs. [kɔmtuːrɛ]. Zudem wird das Prinzip der *DAWB*-Akzentmarkierung bei mit Stimmritzenverschlusslaut eingeleiteten Silben aufgegeben, ohne dies zu begründen, vgl. das Wort *veralten* [fɛˈaltŋ], bei dem dann konsequenterweise der Glottisverschluss vor dem Akzentzeichen erscheinen müsste, analog u. a. auch zum gehauchten Vokaleinsatz [h]: *veralten* vs. *verhalten* [fɛhˈaltŋ].

Korrigiert wurden im *DAWB* einige offenkundige Fehleinschätzungen des *GWDA*. So wird (analog zum *Duden*) jetzt bei den *a*-Lauten keine Unterscheidung verschiedener Qualitäten mehr vorgenommen. Wörter wie *alle* [alə] und *Aale* [aːlə] unterscheiden sich nur durch die Quantität. – Die deutschen Diphthonge werden im zweiten Glied nunmehr mit einem ungespannten, unsilbischen Vokal transkribiert, wie es im Grunde schon der *Duden* empfahl (*Duden* 2005:36), nur dies leider im Wörterverzeichnis nicht realisierte.⁴ Ob die Höhe des zweiten Diphthong-Vokals in der *DAWB*-Transkription [aɛ aɔ œ] allerdings der phonetischen Realität in allen Fällen entspricht, darüber kann es verschiedene Auffassungen geben. Diskutabel erscheint insbesondere der Diphthong [ɔɛ], bei dem keine Verringerung des Öffnungsgrades mehr vorgesehen ist.

Die Kategorie der halblangen Vokale aus dem *GWDA* in Wörtern wie *Emu* [ˈɛmu], *Kino* [ˈkiːno], *Emma* [ˈɛma] (vgl. LIETZ 2008:353-355) wurde aufgegeben. Als Ergebnis stehen jedoch in diesen Positionen nicht wie im *Duden* kurze [ˈɛːmu ˈkiːno ˈɛma], sondern generell lan-

ge Vokale: [ɛ:mu: k'i:mo: 'ɛma:], eine Erscheinung, die auch auf fremde Namen übertragen wird (s.u.). – Neuerungen werden auch an anderer Stelle eingeführt, etwa wenn der *j*-Laut durchgängig – und zwar im Gegensatz zu sowohl *Duden* als auch *GWDA* – mit dem IPA-Zeichen für den palatalen Frikativ [j] dargestellt wird (als Pendant zum stimmlosen [ç]), obwohl die *j*-Realisierung als Approximant (d.h. ohne Reibegeräusch, transkribiert als [j]) die in der deutschen Standardausprache üblichere Variante sein dürfte. – Der Wunsch nach größtmöglicher Systematik im deutschen Konsonantensystem liegt auch der artikulatorischen Beschreibung des deutschen Reibe-*R* zugrunde. Als Lenis-Entsprechung zum stimmlosen velaren Frikativ [x] müsse hier – so das *DAWB* – eigentlich [ɣ] stehen, wegen der optischen Nähe zum Schriftzeichen <R> werde jedoch für das Reibe-*R* das Zeichen [ʀ] statt [ɣ] verwendet (vgl. S. 5). Die Laute [ʀ] und [ɣ] sind jedoch keinesfalls identisch, denn das [ʀ] wird weiter hinten gebildet, als Engelaute zwischen dem hinteren Zungenrücken und dem Zäpfchen (vgl. *Duden* 2005:53). – Im Bereich der Reduzierung der Endsilbe *-en* führt das *DAWB* eine überraschende Neuerung ein: Nach Stammauslaut [l] wird für die der Kodifizierung zugrundeliegende Stufe der hohen bis mittleren Präzision generell ein Silbenschwund empfohlen. Im Gegensatz zu *GWDA* und *Duden*, wo Wörter wie *Polen* oder *wollen* noch [pɔ:lən] oder [ˈvɔ:lən] transkribiert werden, wird jetzt generell [pɔ:lɪn] und [vɔ:lɪn] usw. angegeben, ohne diese Ausnahmeregel zu begründen. Es ist dies der einzige Fall von Endsilbenreduktion, für den in der *DAWB*-Kodifizierung die Verkürzung um eine Silbe vorgesehen ist. Denn in den Fällen von Schwa-Elision nach Plosiven und Frikati-

ven bleibt die Silbenanzahl erhalten, vgl. *haben* [h'a:bɪn], *stoßen* [ʃt'o:sɪŋ] usw., und nach [ʀ], [j], nach Vokalen/Diphthongen und nach Nasalen ist der Schwa-Laut laut *DAWB* auch weiterhin zu realisieren (S. 70), vgl. *kommen* [k'ɔ:mən], *können* [k'œnən], *singen* [z'ɪŋən], *hören* [h'ø:ʀən], obwohl in all diesen Fällen (außer nach [j]) verbreitet auch die Silbenanzahl reduzierende Realisierungen zu beobachten sind, wie z.B. *kommen* [kɔm/kœm:], *können* [kœn/kœn:], *singen* [zɪŋ/zɪŋ:], *hören* [hø:n] oder *bauen* [baʊn] (S. 106). Diese weitergehenden Reduzierungen sind jedoch im *DAWB* Beispiele für die verminderte Artikulationspräzision (S. 105f.) und erscheinen somit nicht im Wörterverzeichnis. Die Endung *-en* nach [l] stellt in der *DAWB*-Transkription einen paradoxen Sonderfall dar, der der postulierten hohen bis mittleren Artikulationspräzision sicher nicht förderlich ist, man betrachte Wörter wie *willens*, *willentlich* oder *allenthalben*, die gemäß der Neukodifikation als [vɪlns], [v'ɪntlɪç] und [ˈalntʰalbɪn] auszusprechen wären. – Einige bereits aus dem *GWDA* bekannte Sonderregeln wurden beibehalten. So wird für <-igen> weiterhin Schwa-Realisierung empfohlen: *besichtigen* [bəz'ɪçtɪgən] (S. 70). Ebenso wird – ohne Begründung – die Sonderregel für <r> nach langem *a*-Laut aufrechterhalten, wonach hier ein Konsonant, wenn auch reduziert, zu sprechen ist, vgl. *Ohr* [o:r], *Uhr* [u:r] usw. vs. *Paar* [pa:r]. Eine elegante Lösung hat das *DAWB* für das <r> im Wort- und Silbenauslaut nach kurzem Vokal gefunden. In Übereinstimmung mit der von HØYEM / ZICKFELDT (1992:98) vorgestellten Konzeption des „intendierten [ʀ]“ steht in der *DAWB*-Transkription in diesen Positionen das hochgestellte Zeichen [ʀ̥], das anzeigt, dass das [ʀ] hier mit verringerter

Geräuschkomponente zu sprechen ist (S. 85, 87), vgl. Lemmata wie *starr* [ʃtaʳ] und *wirr* [vɪʳ], in deren flektierten Formen das intendierte [ʳ] wegen der veränderten Silbenzugehörigkeit in ein vollkonsonantisches [ʳ] übergeht: [ʃtʳaʳə], [vɪʳə]. In *Korb, Diskurs* bewahren auch die flektierten Formen das intendierte [ʳ]: [kɔʳp / kʰæʳbə], [dɪskʰʳs / dɪskʰʳzə]. Die in diesen Positionen, besonders in Norddeutschland, verbreiteten Vokalisierung und Totalassimilationen sind nicht Bestandteil des Wörterverzeichnisses, sondern werden dem phonostilistischen Bereich der „Standardausprache mit verminderter Artikulationspräzision“ zugeordnet, vgl. die Abstufungen für das Lexem *Wort* (S. 108): [vɔʳt] → [vɔʳt] → [vɔ:t]. – Lobend hervorzuheben, vor allem aus der Perspektive der DaF-Didaktik, ist die konsequente Kennzeichnung des Stimmtonverlusts an der Wort- und Silbengrenze infolge der progressiven Assimilation, vgl. Einträge wie *Schicksal* [ʃɪkʒa:l], *Abgang* [apɣaŋ], *auswärts* [aʊsvɛʳts] oder *ad saturationem* [at ʒaturatsiːo:nəm].

Abschließend einige Bemerkungen zur „Eindeutschung von Namen und Wörtern aus anderen Sprachen“ (S. 120-223). Das *DAWB* gibt für insgesamt 19 Einzelsprachen (darunter alle Nachbarsprachen des Deutschen; leider fehlt das Sorbische als wichtige Minderheitensprache in Deutschland) einen Überblick über das jeweilige fremdsprachige Lautsystem, um dann in einer Tabelle mit Hilfe der IPA-Transkription ausgewählte Orts- und Personennamen sowohl in der Originallautung als auch in einer nach bestimmten Prinzipien eingedeutschten Form aufzulisten. – Leider gibt es bereits bei der phonetischen Beschreibung der Ausgangssprachen etliche Fehler, im Folgenden am Beispiel des Ungarischen, des

Polnischen und des Norwegischen dargestellt. Im Eindeutschungskapitel Ungarisch werden sowohl der Vokal als auch der lange *sz*-Laut in ung. *hosszú* ‚lang‘ als [hʊʃ:u:] falsch transkribiert (S. 222); korrekt wäre [hʊs:u:]. Wenn für die polnische Standardausprache behauptet wird, dass die Vokale *q* und *ę* auch vor Verschlusslauten in nasaliert Form realisiert werden (vgl. S. 178f.: *Dąbki* [dʰɔpki], *Mąkoszyce* [mɔkɔʃitɕe], *Rębowo* [rɛbʷɔvɔ]), ist das nicht korrekt, denn eine Nasalierung dieser Vokale erfolgt nur vor Engellauten. Ebenso unverständlich ist, dass für das Norwegische nicht erwähnt wird, dass auslautendes *d* sehr oft stumm ist; Transkriptionen wie *Burud* [bʰ:ʳ:ʳ:d] oder *Helligtind* [hʰelɪtɪnd] sind ebenso wenig richtig wie die postulierte Endsilbenassimilation in norw. *Hyggen* [hʰyɡ:ŋ] (S. 173-175). – Was die Eindeutschungsvorschläge für norwegische Namen angeht, so ist es zumindest diskutabel, ob hier ausschließlich die deutschen Lautbuchstaben-Beziehungen zugrunde gelegt werden sollten. Soll die Stadt *Bodø* im Deutschen wie im Original [bʊdø] (vgl. *Duden*) oder aber [bʰo:dø:] (*DAWB*) heißen, nach dem Muster des Namens *Lofoten*, der von Deutschen in der Regel [loʰfo:tɪŋ] (vgl. *Duden*) ausgesprochen wird, obwohl die Originalausprache [lʰu:futɪŋ] (S. 174) lautet? Einen Namen jedoch wie den des norwegischen Schriftstellers *Olav Gullvaag* erkennt man in der *DAWB*-Transkription kaum wieder: [gʰʊlva:k]; man vergleiche die norwegische Aussprache, wie sie im *Duden* verzeichnet ist: [gʰʊlvo:g]. Für den erwähnten Bergnamen *Helligtind* geht der Eindeutschungsvorschlag [hʰelɪtɪntɪŋ] zu weit. Auch die Empfehlung, die ältere norw. Schreibweise <aa> für den norw. *o*-Laut anders auszusprechen als die heute übliche Schreibweise <â> für

denselben Laut, ist abwegig, vgl. neben *Gullvaag* auch *Aasen*, eingedeutscht als [a:sn̩] vs. *Årdal* [o:ˈda:l]. In eingedeutschten dänischen Namen wird im *DAWB* der Lautwert von *aa/å* übrigens unabhängig von der Schreibung vollständig ignoriert, vgl. *Aalborg* [ˈa:lboˈk], *Århus* [a:ˈhu:s]. – In den Empfehlungen für ungarische Namen ist es besonders auslautendes <ny> (palatalisiertes *n* [ɲ]), das zu falschen Schlussfolgerungen Anlass gibt. Für Namen wie *Pozsony* (ungarisch für *Preßburg/Bratislava*) oder *Arany* die Realisierung [pʰɔʒɔnɕ] bzw. [ˈɔɾɔnɕ] zu fordern, hat nichts mit Eindeutschung zu tun, sondern zeugt von einem Mangel an Kompetenz, ebenso wie die Missachtung der Regel, dass <y> bei ungarischen Personennamen am Wortende meistens als [i] gesprochen wird (so richtig erläutert im *Duden* 2005:126), vgl. u.a. die abstruse Gegenüberstellung der zwei völlig gleich auszusprechenden Namensvarianten *Gesztli* [gɛsti:] vs. *Gesztly* [gɛstɕ] oder die irreführende *DAWB*-Eindeutschungsempfehlung für *Vörösmarty*, immerhin Namensgeber eines der bekanntesten Plätze in Budapest: [vʰœɾœʃmœɾtɕ]. Die richtige ungarische Aussprache [vʰœɾœʃmœɾti] findet sich übrigens nicht nur im *Duden* (2005:825), der in der Regel die jeweilige Originalaussprache transkribiert und damit eine stets sichere Orientierung anbietet, sondern auch im *GWDA* (1982:573), dessen Prinzipien der „gemäßigten Eindeutschung“ den jetzt angebotenen Vorschlägen weit überlegen sind. – Das zeigt sich auch im Umgang mit polnischen Namen. Ein Vergleich der *GWDA*-Eindeutschungen polnischer Namen mit den jetzt vorliegenden Empfehlungen zeigt, dass das *DAWB* in dieser Frage im Grunde einen Rückschritt darstellt. Die Städtenamen *Częstochowa*, *Gorzów*, *Sopot*, *Toruń*, im *GWDA* als

[tʃɛstɔˈxɔvɔ], [gɔʒɔf], [sɔpɔt], [tʰɔɾuɲ] transkribiert, erscheinen im *DAWB* als [tʃɛnstɔˈxɔvɔ:], [gɔʒɔf], [sɔpɔt], [tʰɔɾuɲ]. Durch den hier sichtbaren Versuch der schematischen Anpassung der polnischen Vokale an deutsche Regularitäten (lang/ gespannt in betonten offenen Silben, kurz/ ungespannt in unbetonten offenen Silben, kurz/ ungespannt in geschlossenen Silben, generell lang im Auslaut) wird das polnische Vokalsystem auf den Kopf gestellt, ja gepaart mit weiteren Ersatzphänomenen entstehen zum Teil Eindeutschungen, die den Originalnamen kaum noch durchscheinen lassen. Hinter Transkriptionen wie [kʰɔ:vɔ:] oder [gʰɔ:vantʃ] vermutet man schwerlich die Namen der Städte *Kolo* und *Gotańc*, die im Polnischen ganz anders ausgesprochen werden. Und wenn für den Namen des polnischen Skispringers *Adam Małysz* die Eindeutschung [mʰa:vɪʃ] empfohlen wird, zeigt das, dass die eingangs erwähnten Akzeptanz- und Ususuntersuchungen sich offenbar nicht auf fremde Namen bezogen haben können, denn deutsche Sportreporter und Nachrichtensprecher benutzen seit Jahren die sich an die Schrift anlehrende Eindeutschung [ˈma:lɪʃ]. Neben unbefriedigenden Eindeutschungsempfehlungen geben auch zahlreiche drucktechnische Mängel Anlass zu Kritik, u. a. bei polnischen und ungarischen Lemmata. Vgl. falsch dargestellte oder gar fehlende Buchstaben, u.a. in folgenden Einträgen: *Olawa*, *Ostrołęka*, *Ostrowiec Świętokrzyski*, *Oświęcim*, *Parsecko*, *Parzęta*, *Pęchatka*, *Piła*, *Plock*, *Płoty*, *Przevięż*, *Puławy*, *Pułtusk*; *Pengő*, *Petőfi*. Einen Ort *Płońsk* (S. 829) gibt es in Polen nicht, der Eintrag muss *Płońsk* lauten, und der russische Ort *Katyn* lautet in polnischer Orthographie *Katyń*. Wenn man allerdings bedenkt, dass an der Transkription und der Korrektur knapp

50 Personen beteiligt waren (S. VI), ist das Entstehen von Fehlern dieser Art nachvollziehbar.

In der Verlagsankündigung wird das *Deutsche Aussprachewörterbuch* angepriesen als „das neue maßgebliche Referenzwerk zur deutschen Standardaussprache“, das zuverlässig informiert und „normsetzend in allen Zweifelsfällen“ sein werde.⁵ In Bezug auf die Eindeutschung fremdsprachiger Namen wird das Werk diesem Anspruch nicht gerecht. Was die Neukodifizierung deutscher Wörter und älterer Entlehnungen anbelangt, werden im *DAWB* eine ganze Reihe neuer Transkriptionslösungen angeboten, die teils folgerichtig, notwendig und in einigen Fällen auch didaktisch hilfreich sind, teils aber auch Verwunderung bei den Benutzern auslösen können, da ohne Not bereits vorhandene und bewährte Lösungen der IPA-Transkription des Deutschen aufgegeben werden. Eine größere Vereinheitlichung der IPA-Transkription des Deutschen ist offenbar nicht das Anliegen der Autoren des *DAWB* gewesen, was vom Standpunkt des Deutschen als Fremdsprache bedauernd ist. Ein breiter Einsatz des *DAWB* im Phonetik- und Transkriptionsunterricht in der Auslandsgermanistik wird zudem durch den Preis des Werkes (149,95 EUR) erschwert.

Anmerkungen

¹ Online ist die dritte Auflage von Viëtors Werk verfügbar, vgl. <http://www.archive.org/stream/deutschesauspra00viuoft#page/n0/mode/2up> (19.03.2010).

² Man betrachte die Transkriptionen von Wörtern wie *analog* oder *Sektoren*: [anal'o:k], [zekt'o:ɛ:n], die auf den ersten Blick aussehen, als hätten sie etwas mit *anal* oder *Sekt* zu tun.

³ Vgl. auch MAAS (2002:20), der es vorzieht, für das Deutsche gar nicht von

ambisyllabischen Segmenten zu sprechen. Er zeigt an dem Beispiel *Rate/Ratte*, dass sich (zumindest in der norddeutsch geprägten Standardaussprache) die beiden /t/-Segmente von *Ratte* und *Rate* überhaupt nicht unterscheiden. Bei dem ambisyllabischen /t/ von it. *fatto* ‚gemacht‘ hingegen ergibt sich nach MAAS eine zeitliche Zerlegung in ein implosives und ein explosives Segment [ˈfat.to] (2002:20). Man vergleiche auch andere Sprachen mit langen Konsonanten, wie z.B. das Norwegische, wo sich das /t/-Segment des Wortes *rotte* ‚Ratte‘ ganz klar unterscheidet von dem /t/-Segment in dt. *Rotte*. Gelängte Konsonanten können im Deutschen z.B. beim Aufeinandertreffen gleichartiger Konsonanten an der Wort- und Silbengrenze entstehen und dann in der Tat ein Problem für die Bestimmung der Silbengrenze darstellen, vgl. im *DAWB* abpassen [ˈappaʂn̩] oder *hunderttausend* [hʊndɐʔtaʊzɛnt]. Was spräche aber in dem letzten Beispiel gegen eine Kennzeichnung des Akzents mitten in der verschliffenen Silbengrenze: [hʊndɐʔtaʊzɛnt]?

⁴ Vgl. die Vorschläge aus dem Duden-Vorwort (*Duden* 2005:36) mit der Transkription im Wörterbucheil: [ḁ ḁ ɔ̥] vs. [ḁ ḁ ɔ̥]. Das *GWDA* transkribierte [ḁ ɔ̥ ḁ]. Zur Transkription der deutschen Diphthonge vgl. auch LIETZ (2008:349-353).

⁵ <http://www.degruyter.de/files/download/nesprachlit0809.pdf> (25.03.2010).

Literatur

Duden (2005). *Duden. Aussprachewörterbuch*. 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim.

GWDA (1982) = *Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache*. Leipzig.

HØYEM, STURLA / ZICKFELDT, AUGUST

Rezensionen

- WILHELM (1990 / ²1992): *Deutsche Lautlehre*. Oslo.
- LIETZ, GERO (2008): *GWDA vs. Duden-Aussprachewörterbuch. Die IPA-Transkription im Phonetikunterricht*. In: *Convivium*:341-374.
- MAAS, UTZ (2002): *Die Anschlusskorrelation des Deutschen im Horizont einer Typologie der Silbenstruktur*. In: AUER, PETER / GILLES, PETER / SPIEKERMANN, HELMUT (eds.): *Silbenschnitt und Tonakzente*. Tübingen, 11-34.
- MEINHOLD, GOTTFRIED (1973): *Deutsche Standardaussprache. Lautschwächungen und Formstufen*. Jena.
- VIËTOR, WILHELM (1912): *Deutsches Aussprachewörterbuch*. Leipzig.
- WDA (1964) = *Wörterbuch der deutschen Aussprache*. Leipzig.
- Gero Lietz, Poznań

LEWANDOWSKA, ANNA (2008): *Sprichwort-Gebrauch heute. Ein interkulturell-kontrastiver Vergleich von Sprichwörtern anhand polnischer und deutscher Printmedien*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag. 366 S.

„Sprichwörter sind kein sprachlich-kulturelles ‚Auslaufmodell‘, [...] sie werden ‚in zwar nicht häufiger, aber auffälliger Weise gebraucht werden“ (S. 15) – so lautet die These der Monographie von Anna Lewandowska. Zeigen will sie in dieser Arbeit nicht nur, dass die Sprichwörter „neue Positionen und Funktionen im kommunikativen Haushalt des Polnischen und des Deutschen einnehmen. Mehr noch: Trotz struktureller und historischer Unterschiede der beiden Kulturen scheinen sich daher die Gebrauchsweisen von Sprichwörtern in den Printmedien aufgrund vergleichbarer wirtschaftlicher, politischer und medialer Rahmenbedingungen anzunähern“ (S. 19). Sie geht davon aus, dass hinter den Ähnlichkeiten durchaus wichtige Funktionsunterschiede in beiden Sprachgemeinschaften vorkommen. Deswegen entwickelt die Autorin einen „interkulturell-kontrastiven Ansatz“, der nach dem kommunikativen und kulturellen Stellenwert der Sprichwörter fragt. Die Arbeit ist in einen theoretischen und empirischen Teil gegliedert. Vorwort, Ausblick, Zusammenfassung, Bibliographie und der Anhang runden die Arbeit

ab. Der theoretische Teil besteht aus fünf Abschnitten. Nach der Einleitung, in der die Rolle von Sprichwörtern in Deutschland und die begrifflichen Grundlagen thematisiert werden, setzt sich die Autorin mit der Rezeption der Parömiologie im deutschsprachigen Raum und in Polen auseinander. Dabei geht sie auf die bisherigen deutschen und polnischen Ansätze in der Sprichwort-Forschung und ihre Besonderheiten ein. Im dritten Abschnitt werden mit drei Thesen (Vitalität als Reichhaltigkeit, Sprichwörter als kulturelle Metaphern und kulturelle Differenzen und ihr kultureller Stellenwert) die theoretischen Grundlagen für die methodologische Herangehensweise gelegt. In einem weiteren Abschnitt werden Ansätze zu einer erklärenden Parömiologie diskutiert. Dabei werden die Sprichwörter aus unterschiedlichen linguistischen Perspektiven beleuchtet, z.B. aus der Sicht der Semantik, der Sprechakttheorie, der Argumentationstheorie, der kognitiven Linguistik, des „sozio-kognitiven Ansatzes“ und des kultur-kognitiven Ansatzes. Dies erlaubt es der Autorin, die These aufzustellen, dass

„[wir uns] mit aktuell gebrauchten Sprichwörtern [...] stereotype Bilder von der sozialen Wirklichkeit“ [machen]. In dieser erkenntnistiftenden und wissensorganisierenden Funktion besteht die kognitive Funktion von sprachlichen Sinnbildern. Man könnte diese Leistung auch „kulturelle Ikonizität nennen“ (S. 155). In den erwähnten Ansätzen dominiert also die kognitiv orientierte Perspektive, die dann entweder um soziologische oder kulturelle Aspekte ergänzt wird. Lewandowska fragt in diesem Zusammenhang, warum Sprichwörter in allen Kulturen Mittel zur alltagsweltlichen Wissensorganisation sind.

Im fünften Kapitel diskutiert die Autorin die Grundsätze der interkulturell-kontrastiven Methodologie und fragt danach, wie man diese interkulturellen Differenzen kontrastiv angemessen methodisch erfassen kann. Um dieser anspruchsvollen methodologischen, aber auch empirischen Aufgabe gerecht zu werden, führt sie verschiedene, sich ergänzende Ansätze zur Erforschung der Kontrastivität zusammen, die in eine interkulturell-kontrastive Methode eingehen. Diesem Ansatz liegt die Frage zugrunde, „ob und inwiefern Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede für die eine und/oder die andere Kultur auch ‚bedeutungsrelevant‘ sind“ (S. 163). Denn, wie die Autorin zu Recht betont, „nicht jede Differenz ist auch eine bedeutungsrelevante, d. h. interkulturell distinktive Opposition. Und: nicht jede beobachtbare Gemeinsamkeit hat in den verschiedenen Kulturen auch den gleichen inhaltlichen oder formalen Stellenwert“ (S. 163). Um die Frage der methodologischen Operationalisierung von Herausforderungen des interkulturell-kontrastiven Ansatzes zu klären, setzt sich Lewandowska mit dem vergleichenden Korpusansatz, dem kulturspezifischen Ver-

gleichsansatz, dem Äquivalenzansatz, dem interkulturell-universellen Ansatz und dem kultur-distinktiven Vergleichsansatz auseinander. Dabei kommt sie zu dem Schluss, dass „für interkulturell-kontrastive Vergleiche ein ‚Zusammenspiel‘ verschiedener methodischer Ansätze“ berücksichtigt werden sollte (S. 172).

Der dritte Teil der Monographie ist der empirischen Analyse gewidmet. Im ersten Abschnitt erfolgt die Darstellung der Zielsetzung, die die Arbeit in der Erforschung „der kommunikativen Inanspruchnahme der Bekanntheit von Sprichwörtern“ (S. 174) sieht. Daraus leitet die Autorin methodische Fragen ab, die sich nicht nur aus der „empirischen Parömiologie“, sondern auch aus den eigenen theoretisch-methodologischen Fragestellungen, besonders im Kontext des interkulturell-kontrastiven Vergleichs, ergeben. Ferner diskutiert Lewandowska die Anforderungen an systematische und qualitative Analysen, um im zweiten Abschnitt auf die Korpusfrage einzugehen. Das polnische Korpus (309 Belege) und das deutsche Korpus (241 Belege) stammen aus Printmedien im Zeitraum 1998-2001. Abschließend erfolgt ein Überblick über die polnischen und deutschen Sprichwörter, so dass eine quantitative Beurteilung (Reichhaltigkeit des Sprichwort-Gebrauchs und Vorkommenshäufigkeit) möglich ist. Der Überblick stellt somit auch eine solide qualitative und quantitative Grundlage für die interkulturell-kontrastive Analyse dar. Aus der quantitativen Analyse ergibt sich, dass über 70% aller Sprichwörter in beiden Korpora nur einmal gebraucht wurden und dass unter den Mehrfach-Belegen ca. 70% Variationen der Original-Sprichwörter auszumachen sind. Dies ermöglicht es der Autorin, die Konvergenz-These aufzustellen. Denn die Analyse der polnischen und der deutschen

Befunde hat gezeigt, dass ein großer Unterschied zwischen der „kognitiven Bekanntheit“ und dem „kommunikativen Gebrauch“ von Sprichwörtern sowohl im Polnischen als auch im Deutschen feststellbar ist.

Im vierten Kapitel werden die deutschen und polnischen Sprichwörter einem interkulturell-kontrastiven Vergleich unterzogen. Dabei konzentriert sich Lewandowska auf den vergleichenden Ansatz, den kulturspezifischen Ansatz, den Äquivalenzenansatz und den kultur-distinktiven Vergleichsansatz. Der vergleichende Korpusansatz zielt darauf ab, die Funktion der Sprichwörter zu untersuchen. Aus der kontrastiven Analyse ergeben sich gravierende Unterschiede zwischen dem Polnischen und Deutschen, denn „in der deutschen Presse rangieren Formen der Wissensorganisation an der Spitze, während in der polnischen Presse die Verdeutlichung von Emotionen und Präferenzen eine wichtige Rolle spielen“ (S. 257). Bei dem kulturspezifischen Vergleichsansatz geht es um die Identifizierung von „typisch polnischen“ und „typisch deutschen“ Sprichwörtern, im Polnischen „*Polak potrafi*“, „*Mądry Polak po szkodzie*“, „*Strachy na lachy*“, „*Polak, Węgier dwa bratanki – i do szabli i do szklanki*“ und im Deutschen „*Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert*“, „*Die Axt im Haus erspart den Zimmermann*“, „*Morgenstunde hat Gold im Munde*“, „*Wir sitzen alle im selben Boot*“. Die Auswahl dieser Stereotype basiert weitgehend auf den in Deutschland und in Polen bekannten Selbst- und Fremdbildern. Für die „analogen Sprichwörter“ interessiert sich der Äquivalenzenansatz, den die Autorin zu Recht nur überblicksartig behandelt, denn eine differenzierte Analyse würde den Rahmen der Arbeit sprengen. Beim kultur-distinkti-

ven Vergleich überprüft die Autorin, inwieweit sprachlich ähnliche Sprichwörter in beiden Kulturen den gleichen Stellenwert haben. Analysiert werden Sprichwörter wie „*Proletarier aller Länder vereinigt euch!*“ und ihre Variationen wie „*Liebeskranke, vereinigt euch!*“, „*Antyglobaliści wszystkich krajów łączą się i nawet mają swojego Marksa*“, „*Kupcy wszystkich branż, łączcie się!*“. Ferner wird an den biblischen Sprichwörtern (u. a. „*Am Anfang was das Wort.*“ / „*Na początku było słowo.*“) im Polnischen und Deutschen gezeigt, wie häufig sie in beiden Sprachen sprachspielerisch verwendet werden. Im darauf folgenden Ausblick präsentiert die Autorin Kandidaten für neue polnische und deutsche Sprichwörter. Z.B. in Polen „*Za czym kolejka ta stoi.*“, „*Co mi zrobisz, jak mnie złapiesz.*“ oder im Deutschen „*Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.*“, „*Der Weg ist das Ziel.*“. Abschließend erfolgt eine Zusammenfassung, in der die Ausgangslage der theoretischen und methodologischen Fragestellung dargestellt und die Forschungsergebnisse präsentiert werden.

Die Arbeit von Anna Lewandowska ist aus zwei Gründen eine wertvolle Leistung. Zum einen bietet die Arbeit eine kritische und zugleich konstruktive Auseinandersetzung mit den bisherigen Ansätzen zur Sprichwort-Forschung, zumal sie sowohl deutsche als auch polnische Fachliteratur miteinbezieht. Zum anderen entwickelt sie einen methodologischen, theoretisch fundierten Ansatz, der einen interkulturell-kontrastiven Vergleich ermöglicht. So gelingt es der Autorin, bei der Analyse der sprachlichen Phänomene über die Kontrastivität hinauszugehen und aus der interkulturellen Perspektive zu analysieren. Dies ist möglich, weil der methodologische Ansatz die Komplexität

der Interkulturalität berücksichtigt hat. Der logische und durchdachte Aufbau der Arbeit ermöglicht dem Leser eine leichte Orientierung in den Inhalten des Buches und hilft so, die ausführlichen, aber sehr klaren, argumentativen und interpretativen sowie konsequenten Darlegungen zu verfolgen. Auch die relevante Fachliteratur wird berücksichtigt, so dass ihre kritische Aufarbeitung durch die Autorin immer in einem nachvollziehbaren Zusammenhang mit den ge-

stellten Leitfragen steht. Fazit: Das Buch ist empfehlenswert, weil es methodologisch nicht überlastet und mit praxisrelevanten Empfehlungen versehen ist. Die methodologischen Erkenntnisse – so lässt sich hoffen und wünschen – sind auf viele andere sprachliche Aspekte übertragbar. Damit können die deutsch-polnischen interkulturellen Forschungen ein neues Profil bekommen.

Waldemar Czachur, Warszawa

MÜLLER, HANS-GEORG (2009): *Adleraug und Luchsenohr. Deutsche Zwillingsformeln und ihr Gebrauch*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag. 579 S.

Dem Autor der vorliegenden Arbeit ist nur zuzustimmen, wenn er sie mit der Feststellung beginnt, dass „es kein spezifisches sprachwissenschaftliches Werk [gibt], das ausschließlich den sprachlichen Zwillingsformeln in der deutschen Sprache gewidmet ist“ (S. 1). Zu ergänzen wäre, dass ebenso wenig ein separates Wörterbuch der Zwillingsformeln existiert. Ihre theoretische Beschreibung und lexikographische Erfassung erfolgen in der Regel im Rahmen phraseologischer Darstellungen und Wörterbücher. Das von Müller vorgelegte Werk kann daher seinem Gegenstand gemäß auch als eine Art „Zwillingsform“ betrachtet werden, denn es ist ein Wörterbuch und eine vielseitige wie vielschichtige Darstellung dieser sprachlichen Form in einem. Diese Reihenfolge widerspricht zwar der linearen Anordnung der Einzelteile der Monographie, sie entspricht aber sehr wohl der Akzentsetzung und Gewichtung der beiden Bereiche: der einleitende, theoretische Teil umfasst knapp 100 Seiten, das Wörterverzeichnis mit fast 460 Seiten bildet unbestritten den Hauptteil. Die Gliederung der Arbeit lässt sich nicht

kompakter beschreiben, als es der Autor tut: „Auf eine vorläufige Abgrenzung der Zwillingsformeln folgen eine Definition des Begriffs ‚Zwillingsformel‘, einige ihrer Eigenschaften und eine ausführlichere Abgrenzung zu anderen ähnlichen sprachlichen Ausdrücken. Dann kommt eine detaillierte Beschreibung ihrer Verwendung und ihrer formalen und inhaltlichen Eigenschaften sowie der Darstellung einer Bedeutungshierarchie und der anvisierten ‚Regeln‘ für ihre Entstehung und Bildung. Daran schließt sich eine Tabelle deutscher Zwillingsformeln an, ihr geht eine Erläuterung für den Gebrauch der Tabelle voraus. Um zu zeigen, wie weit Zwillingsformeln auch in anderen Sprachen verbreitet sind, werden dafür eine Reihe von Beispielen aufgelistet. Den Schluss bildet – unter Verwendung von Kürzeln – ein Verzeichnis der fachlichen Werke, die sich direkt oder indirekt mit der Zwillingsformelproblematik befassen und die ich für die Analyse herangezogen habe, und ein Gesamtverzeichnis aller (fachlichen und literarischen) Werke, denen ich Beispiele von deutschen Zwillingsformeln

entnommen habe, sowie ein Abkürzungsverzeichnis.“ (S. 3)

Wer eine ausführliche Diskussion aller theoretischen Ansätze und Annahmen erwartet, kann vielleicht enttäuscht sein. Der Autor verweist zwar in seinen Ausführungen häufig auf die vorhandene Literatur, doch er beschränkt sich in seiner Darstellung auf das theoretisch Notwendigste und zieht praktische Erwägungen mit zahlreichen, gut zusammengestellten, oft zusätzlich erläuterten Beispielen und Gegenbeispielen vor. Die Ausgangsbasis bildet die Annahme, dass eine Zwillingsformel immer in einem Kontext zu betrachten ist, ohne den ihre Bedeutung vielfach nicht erschließbar ist. Unterschieden werden grundsätzlich zwei Arten von Zwillingsformeln (ZF): ZF im engeren Sinne und ZF im weiteren Sinne. Die ersten werden „wegen ihres phrasen- und formelhaften Charakters“ auch „Zwillingsformen, Binominale, Paarformeln oder Hendiadyoine“ genannt, bestehen jeweils aus zwei Wörtern oder Wortteilen, die meist mit einer Konjunktion oder Präposition „miteinander verknüpft“ werden und als Gesamtausdruck „eine besondere, zumeist übertragene Bedeutung“ haben. Sie dienen als Stilfigur „zur Ausdruckssteigerung bzw. Präzisierung“ (S. 11). Die zweiten dagegen können formal gleiche Eigenschaften aufweisen, aber „nicht notwendigerweise eine Ausdruckssteigerung oder Präzisierung“ (S. 11) mit übertragener Bedeutung sein. Die Bildungen beider Gruppen haben allerdings Lexemstatus und müssen wie Lexeme gelernt und mental gespeichert werden. In seiner Arbeit behandelt Müller beide Arten der ZF, und zu beiden liefert er zahlreiche Belege, die die vorgenommene Unterscheidung wesentlich erleichtern. Unter formalen Eigenschaften der ZF nennt der Autor die Bildungsweise (sie entstehen

durch verschiedene Arten von Doppelungen wie Endreim- und Stabreimdoppelungen, Assonanzen und Ablautalternationen sowie einfache Wiederholungen), unikale Komponenten (nicht mehr frei vorkommende Lexeme), die sog. Grauzone (Bildungen, die zu beiden Arten der ZF gerechnet werden können), Zweck und Kontexteinbettung. Bei den letzten beiden entsteht die Frage, ob es sich hier wirklich um formale Eigenschaften handelt, da der Autor selbst in der Beschreibung von Verwendung spricht und diese reichlich illustriert (S. 13-17). Da die Bildungen der Grauzone nicht vereinzelte sind, werden weitere formale Indizien angeführt, die die Zuordnung zu einer der beiden Gruppen erleichtern können. Kap. 4 verweist dagegen auf Bildungen, deren Zuordnung zu den ZF von vornherein ausgeschlossen ist. Dazu zählt der Autor „konkret gemeint(e)“ (S. 21) Wortzusammenstellungen, Wortwiederholungen, Steigerungs- und Kopulativkomposita, Kofferwörter und Wortkreuzungen, zeugmatische Verbindungen und bestimmte Genitivkonstruktionen. Anschließend wird gezeigt, dass ZF Teile aller Arten fester Ausdrücke von Redensarten über Sprichwörter und Gemeinplätze bis hin zu geflügelten Worten und Zitaten sein können, was schon in Kap. 2 angedeutet wird. Die weitverstandene Auffassung der ZF führt dazu, dass als ZF alle wie auch immer strukturierten Teile von aufgezählten festen Ausdrücken betrachtet werden, wie z.B. *seine Zunge im Zaum halten* (S. 31), *den Bock zum Gärtner machen* (S. 32), die wohl kaum in einem anderen als diesem konkreten Kontext auftreten können und somit eher als fester Bestandteil gerade dieser Ausdrücke zu betrachten sind, zumal sie alleinstehend der Bedingung des Lexemstatus nicht genügen, während der ganze

Ausdruck dies tut. Das Verzeichnis der ZF wird allerdings zeigen, dass solche (Teil-)Bausteine konsequent zu den ZF gerechnet werden. Im fünften Kapitel „Verwendung der Zwillingsformeln“ zeigt der Autor eigentlich, nach welchen Prinzipien (das der Gleichheit/Gleichrangigkeit und das der mehrgradigen Bedeutungshierarchie) die Bestandteile der ZF zusammengefügt werden und welche semantischen Relationen sich zwischen ihnen ergeben können. Wenn man die anfangs schon kurz angesprochene wörtliche und übertragene Bedeutung der ZF hinzuzieht, entstehen fünf Varianten möglicher Lesarten, was die Unterscheidung zwischen den ZF im engeren und im weiteren Sinne nicht gerade einfacher macht, so dass letztendlich der Kontext als Hauptfaktor der Bedeutungsinterpretation fungiert. In Kap. 6 wird der formale Aufbau der ZF thematisiert und untersucht, welche Wortarten auf welche Weise zu ZF zusammengefügt werden können. Als Grundformen gelten einerseits Verbindungen mit Hilfe zahlreicher Präpositionen und andererseits asyndetische bzw. syndetische Koordinationen, so dass sich insgesamt 14 teils semantisch, teils morphologisch bestimmte Bildungsmodelle unterscheiden lassen, deren Festigkeit bezüglich der Reihenfolge der Elemente dann mit Umstellungsverfahren überprüft wird. Im Anschluss daran versucht der Autor in Kap. 7 gewisse Tendenzen der Reihenfolge mit Einflüssen der Lautebene, vor allem bezüglich der Gleichheit und des Kontrastes der Hauptvokale und der Silbenzahl, in Verbindung zu bringen. Die auf der Basis des Vokalvierecks erstellten Vokalkombinationen erlauben es, zwei Gruppen von ZF nach der lautlichen Beschaffenheit ihrer Teilelemente zu nennen: ZF mit differierenden und ZF mit gleichen

Hauptvokalen in den Teilelementen. Äußerst aufschlussreich sind hier die Beobachtungen hinsichtlich der kommunikativen, emotionalen und ästhetischen Wirkung der einen und der anderen Gruppe sowie ihrer Nutzung in entsprechenden Situationen, so in den Medien, in der Werbung, in der Poesie. Mit ähnlicher Akribie werden dann die Kombinationen der einzelnen Vokale und anschließend die Silbenkombinationen in allen vorhandenen ZF erstellt, woraus sich für den Bau der ZF relevante Vokal- und Silberegeln ableiten lassen. So kann Müller nachweisen, dass unter den ZF solche mit der Vokalkombination a/a und ein-/einsilbige bzw. ein-/zweinsilbige und zwei-/zweinsilbige dominieren. Abgeschlossen werden die statistisch belegten Zusammenstellungen der ZF mit einer Gruppierung nach einer semantisch-pragmatischen Rangordnung der Teilelemente, wie Wichtigeres vor weniger Wichtigem, der allerdings genug Gegenbeispiele dieser „gewissen natürlichen Ordnung“ (S. 80) gegenübergestellt werden. Dafür aber herrscht Einigkeit darüber, dass bei allen ZF der Hauptakzent auf dem zweiten, der Nebenakzent auf dem ersten Teilelement liegt. Das Ergebnis der theoretischen Ausführungen wird in Kap. 8 kurz zusammengefasst.

Den Kern der Arbeit bildet Kap. 10 (S. 111-556) mit dem Verzeichnis von ca. 2.000 deutschen Zwillingsformeln, ergänzt um eine Auswahl von Zwillingsformeln in zwölf anderen Sprachen im nachfolgenden Kap. 11 (557-569). Ein wenig enttäuschend für den polnischen Germanisten ist, dass das Polnische unter den weiteren Sprachen mit einer Zwillingsformel vertreten ist, die schon im ZF-Verzeichnis dem deutschen Stichwort *Kraut (und Rüben) – groch z kapustą* als Entsprechung beigelegt ist. Hervorzuhe-

ben ist die Sorgfalt in der Beschreibung des Zugangs zu dem Material, die in Kap. 9 als praktische Erläuterung zum Aufbau des lexikographischen Teiles erfolgt. Die Beschreibung der aufgelisteten ZF erfolgt nach einem übersichtlichen Muster in vier Spalten. In Spalte 1 steht das Stichwort. In Spalte 2 steht die jeweilige ZF kursiv, mit dem in runden Klammern angegebenen häufigsten Minimalkontext und meistens mit aus Quellen stammenden Belegen illustriert. Querverweise sorgen dafür, dass jede ZF auch nach dem zweiten/anderen Teilelement gefunden werden kann. Spalte 3 enthält Erklärungen zur Bedeutung und verschiedene praktische Hinweise zur Verwendung, einschließlich der stilistisch-pragmatischen Markierung, während Spalte 4 noch die Wortart des ganzen Ausdrucks notiert. Als Illustration soll die ZF *Gott und die Welt* dienen, die unter dem Stichwort *Gott* (S. 224) beschrieben und auf die unter *Welt* auf *Gott* verwiesen wird:

Gott	<i>Gott und die Welt</i> (nicht mehr verstehen können; verfluchen); (über) <i>Gott und die Welt</i> (fluchen); (mit) <i>Gott und der Welt</i> (fertig sein); (sich) <i>Gott und die Welt</i> (zum Freund machen); (über) <i>Gott und die Welt</i> (reden); <i>Gott und Welt</i> (kennen) (LR 1/341)	alles mögliche; alle möglichen Leute	N[omen]
------	---	--------------------------------------	---------

Das Verzeichnis erfasst ZF im engeren wie im weiteren Sinne, was die Konsequenz der theoretischen Ausführungen ist. Eine Unterscheidung der beiden Arten kann der Leser selbst anhand der Beschreibung in Spalte 3 vornehmen, falls das für die praktische Verwendung notwendig sein sollte. Wichtiger scheint hier die Erfassung der möglichen Einbettungskontexte zu sein. Andererseits führt die schon angesprochene sehr weite Auffassung der ZF dazu, dass in das Verzeichnis Einheiten aufgenommen wurden, die zwar zweiteilig sind und immer zusammen vorkommen, wie z.B. *Großer Bruder*, (sich wie ein) *Phönix aus der Asche* (erheben, steigen), (den) *Wille(n) zur Macht* (haben), *Geschäft ist Geschäft*, *Zeit ist Geld*, aber entweder ein obligatorischer Teil einer anderen festen Struktur (z.B. phraseologischer Vergleich) sind oder die Merkmale einer anderen Struktur (Gemeinplatz, Sprichwort) erschöpfen. Die nicht immer deutlich zu ziehenden Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen werden dadurch noch verschwommener, während die Grauzone wächst.

Abgeschlossen wird die Arbeit mit Kap. 12, das die benutzten Quellen und wissenschaftliche Literatur anführt, einmal alphabetisch mit beigelegten Kürzeln und noch einmal geordnet nach den verwendeten Kürzeln, so dass alle Titel problemlos zugänglich sind. Bei aller Akribie in der Material- und Quellendarstellung ist zu bedauern, dass die bibliographischen Angaben nicht immer mit gebührender Sorgfalt erstellt sind und manchmal Erscheinungsjahr und/oder -ort fehlen. Das große Verdienst der Arbeit besteht zum einem in dem umfangreichen Verzeichnis der ZF mit ausführlichen Bedeutungsangaben und Verwendungshinweisen und zum anderen in der

vielseitigen Beschreibung ihrer Form mit Verweisen auf die formalsprachlichen Bildungsaspekte. Die detaillierte Aufarbeitung der lautlichen Seite der ZF verdeutlicht ihre Wirkung und zeigt die Möglichkeiten ihrer gezielten Nutzung in der Kommunikation. Der kurze Verweis

auf ZF in anderen Sprachen (Kap. 11) kann als Herausforderung zur Erstellung analoger ausführlicher Listen in diesen Sprachen und in Konsequenz zwei- bzw. mehrsprachiger Wörterbücher zu Zwilingsformeln verstanden werden.

Czesława Schatte, Poznań

SZCZODROWSKI, MARIAN (2009): *Fremdsprachliche Lehr-Lern-Vorgänge im kodematischen Blickfeld*. Gdańsk: Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego. 225 S.

Der Band beinhaltet 21 kleinere Schriften aus dem letzten Jahrzehnt der wissenschaftlichen Aktivität des Danziger Germanisten und Kommunikationsforschers Marian Szczodrowski. Wie der Verfasser in der Einleitung schreibt, soll das Buch „den Doktoranden, Studenten und Lizenziaten helfen, die benötigten Quellen aus dem Bereich der Glottokodematik für ihre Studienabschlussarbeiten zu beschaffen und zu benutzen“ sowie denjenigen, die sich für Unterrichts-Theorie-Praxis-Modelle interessieren, als Materialbasis dienen (S. 8). Die Glottokodematik, die sich auf das methodologische Konzept des kybernetischen Strukturalismus und die Informationstheorie von Ludwik Zabrocki stützt, wurde von Szczodrowski in den 90er Jahren ausgearbeitet und weiterentwickelt. Heutzutage beschäftigt sich diese Disziplin mit fremdsprachenunterrichtlichen Lehrhandlungen und Erlernungs- bzw. Erwerbsvorgängen seitens der Fremdsprachenlernenden, deren Zweck der rezeptive und produktive Gebrauch der angeeigneten Sprachstrukturen in verschiedenen Kommunikationssituationen ist (S. 7).

Vier Schwerpunkte der Glottokodematik bilden die vier Kapitel des Sammelbandes von Szczodrowski: Im Kapitel „Kodematik und Fremdsprachenunterricht“

wird der (schulische) Fremdsprachenunterricht als Kommunikations- und Lernprozess dargestellt, in dem Informationen kodiert, übertragen und dekodiert werden. Dieser Vorgang vollzieht sich in dia- und polylogischen Interaktionen zwischen Lehrer(n) und Schüler(n). Szczodrowski unterscheidet die mündliche Kommunikation, die Sprecher und Hörer voraussetzt, und die schriftliche Kommunikation, an der Schreiber und Leser beteiligt sind. Die linguistischen Kategorien „Äußerung“ und „Text“ haben in der Glottokodematik eine engere Bedeutung und beziehen sich entweder auf mündliche (Äußerungen) oder schriftliche (Texte) Produkte der Kommunikation. Eine Schlüsselrolle im fremdsprachlichen Lehr- und Lernprozess fällt der Steuerung sowie effektiven Lehr- und Lernstrategien zu, auf die noch im dritten Kapitel des Bandes eingegangen wird. Das zweite Kapitel mit dem Titel „Übertragungskanäle der fremdsprachlichen Informationen/Signale“ beinhaltet Beiträge zu Konstituenten des glottokodematischen Kommunikationsmodells. Das fremdsprachliche Kommunikationsgefüge besteht zwar aus den Elementen Sender, Kanal und Empfänger, jedoch erfolgt die Informationsverarbeitung dynamisch – sowohl auf der interindividuellen Ebene zwischen Sender und

Empfänger, die sich direkt beobachten lässt, als auch auf der intraindividuellen Ebene des Sprechers/ Schreibers (von Denkprozessen zu seinen artikulatorischen bzw. motorischen Organen) und des Hörers/Lesers (von Rezeptoren zum Speicher-Mechanismus im sprachlichen Gedächtnis). Während die ersten zwei Kapitel eine allgemeine Synthese der glottokodematischen Theorie enthalten, stellen die letzten beiden Teile einen interessanten Versuch dar, die Glottokodematik mit der Psycho- und Pragmalinguistik zu verbinden, und thematisieren praktische Aspekte des Fremdsprachenunterrichts.

Wie der fremdsprachliche Lernstoff bewältigt und gespeichert wird, kommt im Kapitel „Zur Konstruktion des fremdsprachlichen Speicher-Mechanismus“ zur Sprache. Mit Recht konstatiert der Autor, dass jedem Lernprozess eine erfolgreiche Dekodierung des neuen Sprachmaterials zugrunde liegen müsse. Die neuen Informationen werden mit dem bekannten Wissen verbunden, und dank dieser Integration werden die sog. Sprachstrukturmatrizen (Sprech- und Schreib-Strukturmatrizen) konstruiert, die den produktiven Sprachgebrauch (die Einkodierung der Information in lexikalische und syntaktisch-syntagmatische Konstruktionen) ermöglichen. Auf persönliche, lernpsychologische Komponenten der Fremdsprachenaneignung wird in dem Beitrag „Fremdsprachliche Fähigkeiten und ihre möglichen Leistungen“ eingegangen. Die fremdsprachlichen Leistungen im Unterricht sind demnach nicht nur vom Durchfluss der Informationen abhängig, sondern auch von individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten des/der Lernenden. Postuliert wird deshalb die Rücksichtnahme auf die lernpsychologische Veranlagung der Schüler einerseits, aber andererseits

auch die qualitative sowie quantitative Entwicklung dieser Fähigkeiten und Fertigkeiten im Unterricht, die die Bedürfnisse der Lernenden ansprechen würde. Im letzten Kapitel des Bandes, „Fremdsprachliche Handlungen in den Kommunikationssituationen“, wird die fremdsprachliche Kommunikation auf der Handlungsebene betrachtet. Geschildert werden Ähnlichkeiten und Unterschiede beim Erwerb der Muttersprache und bei der Erlernung einer Fremdsprache. Obwohl die Fremdsprache oft in institutionalisierten Unterrichtsbedingungen vermittelt wird, sollen nach Möglichkeit wirklichkeitsnahe Situationen inszeniert werden, damit der Lernende nicht nur Wörter oder syntaktische Konstruktionen beherrscht, sondern auch zu einer angemessenen sprachlichen Handlung fähig ist. Diese Kompetenz wird auch in fremdsprachlichen Kontakten gefördert, die den Lernenden sowohl mit dem authentischen Sprachgebrauch als auch mit fremdkulturellen Hintergründen konfrontieren.

Die interdisziplinäre Orientierung der Glottokodematik und ihre Verknüpfung mit der Sprechakttheorie liefert anregende Impulse für die Forschung und wirft Fragen nach dem sprachlichen Handeln im fremdsprachlichen Lehr- und Lernprozess auf, die in der Arbeit von Szczodrowski erst angedeutet werden. Deshalb eröffnet sich der Glottokodematik eine aussichtsreiche Perspektive, ihren Beitrag zur Diskussion über pragmatische Aspekte in der Fremdsprachen Didaktik zu leisten. Trotz unterschiedlicher Herkunft der einzelnen Beiträge (Konferenzmaterialien, Festschriften, Zeitschriftenartikel) bildet der Band eine logisch strukturierte und kohärente Ganzheit, die einen guten Einstieg in die Glottokodematik ermöglicht. Als nützlich erweisen sich zahlreiche Schemata, die

Rezensionen

die Inhalte der meisten Beiträge anschaulich darstellen. Leider irritieren zahlreiche drucktechnische Störungen im Layout (u. a. fehlende Zwischenräume, falsche Silbentrennung) sowie Defekte in Tabellen und Grafiken. Im Anhang findet der Leser neben Verzeichnissen von primären Publikationen des Verfassers (mit

Quellenangaben zu den aufgenommenen Texten) sowie von im Band verwendeten Abbildungen eine umfangreiche Bibliographie, in der u. a. viele ältere Arbeiten zur Kodematik und Glottodidaktik von Zabrocki, Szczodrowski und Gruzca zusammengestellt wurden.

Magdalena Lisiecka-Czop, Szczecin